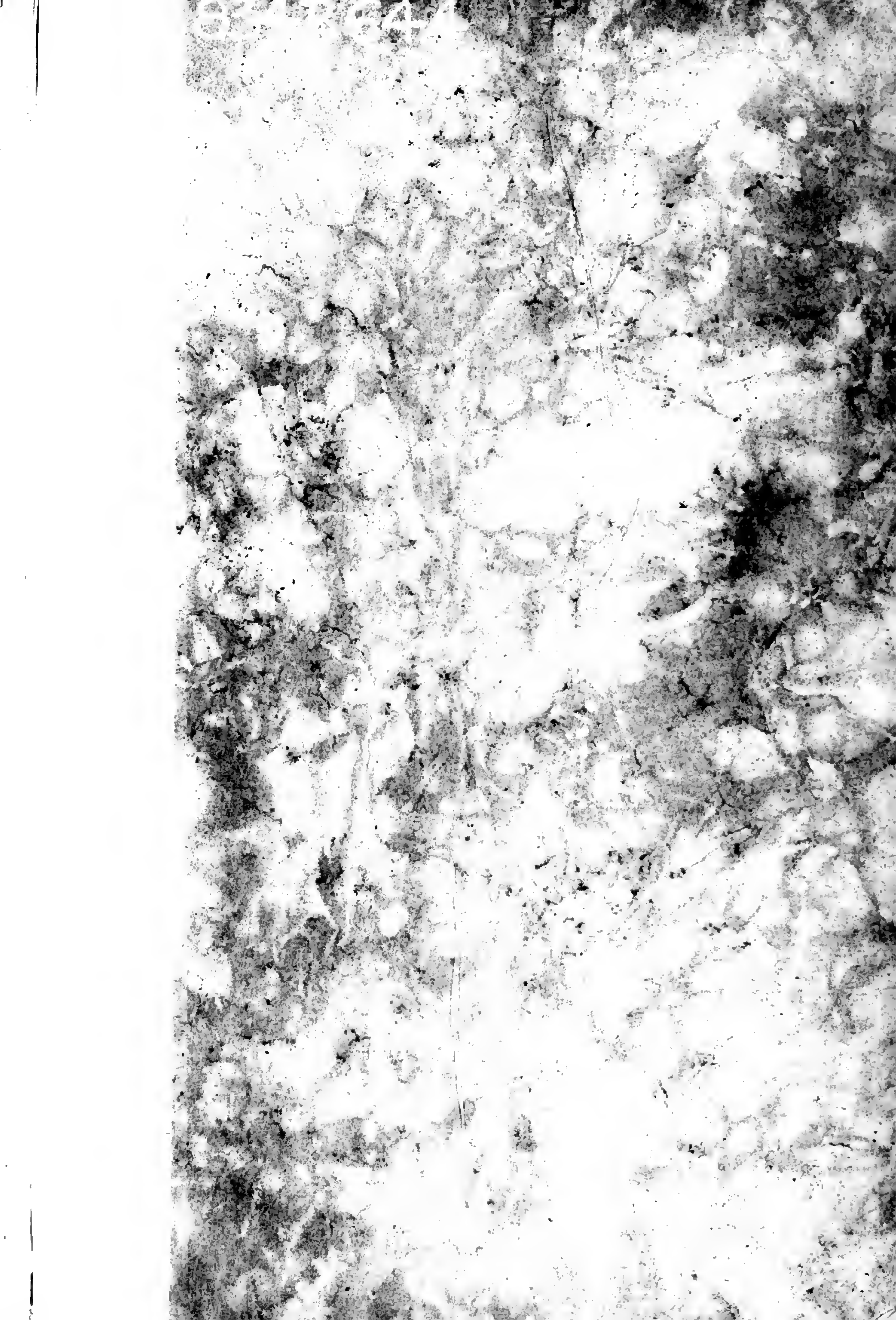
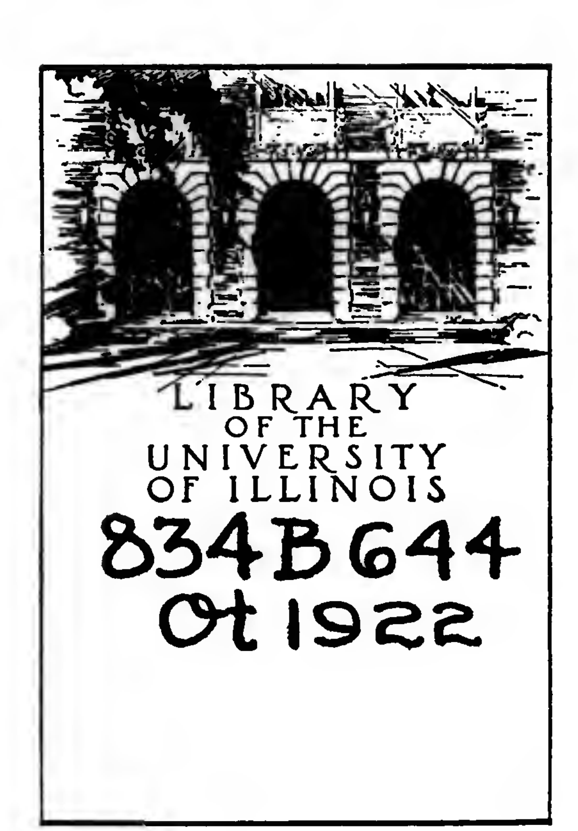


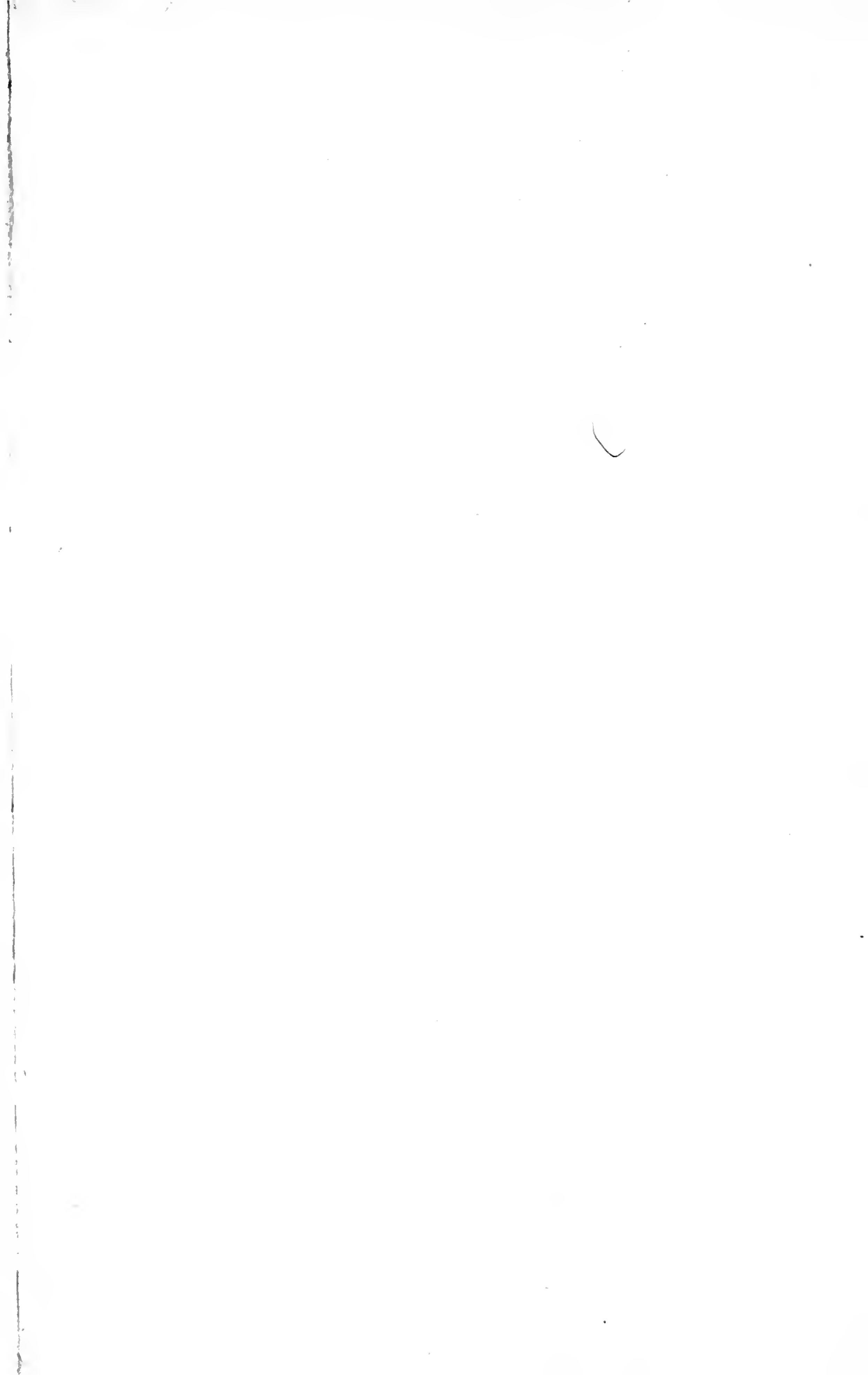

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
834B644
Ot 1922

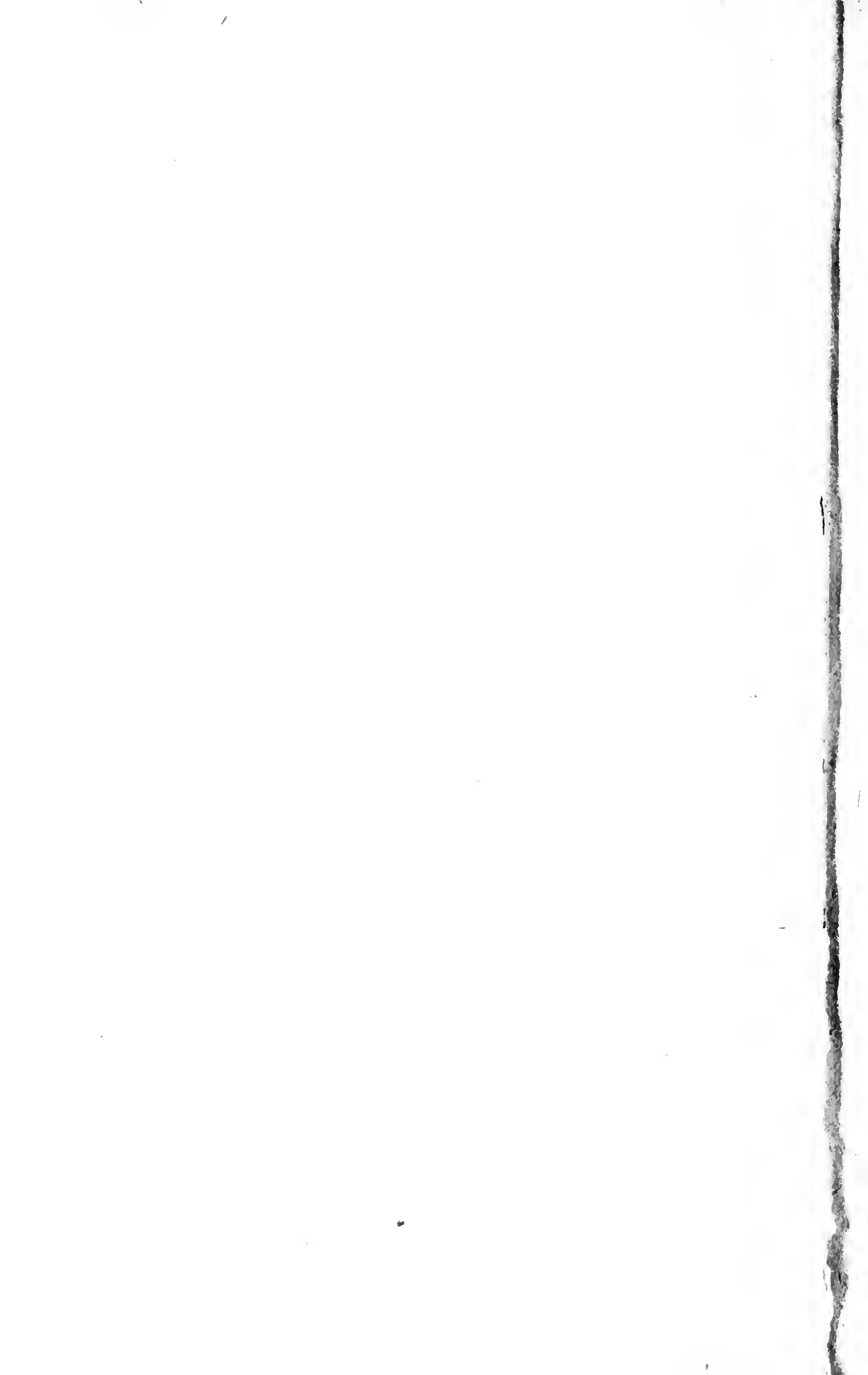
2.25

Zur heil. Firmung

Grete

Jänner 1922





Der tiefste Traum

Die erste Auflage erschien im Jahre 1911

Waldemar Bonsels

Der tiefste Traum

Eine Erzählung

58.—77. Auflage

1922

Schuster & Loeffler, Berlin

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Zum Geleit

Als ich an heißen Sommertagen an der nördlichen Küste der Ostsee weilte, fand ich auf einem verlassenen Kirchhof einen einfachen Grabstein, der mir unter vielen anderen dadurch auffiel, daß er keinen Namen trug. Der Friedhof war ein vergessener Winkel der Erde, er lag weit vom Fischerdorf entfernt, die kleine Kapelle war zerfallen, und die zerbröckelte schwere Steinmauer, die ihn gegen das Meer schützte, war von Seetang und Sand beinahe vergraben. Akazienbüsche und hängende Weiden, die der Wind zerzaust hatte, ein Dickicht von alten Holunderstämmen und hagere Tannen waren sein natürlicher Schmuck und eine bunte und planlose Fülle verwilderter Blumen. Unter den eingesunkenen und zersprungenen Grabtafeln, deren Inschriften die Zeit fast alle

verwischt hatte, fiel jener Stein mir auf, der ohne Jahreszahl und Namen nur die Worte trug: „Die Unschuld erduldet lieber als sie forscht.“ Sie waren in der Sprache eingegraben, die ich als Kind gesprochen und fast ganz vergessen habe, weil meine Mutter meinem Vater in das ihr fremde Deutschland folgte, das meine Heimat geworden ist.

Die Worte, die ich las, haben mich tief berührt und mir keine Ruhe gelassen, bis ich das Leben dessen erfuhr, der sie wie ein trauriges Bekenntnis, über seiner ruhenden Stirn, den Menschen zurückgelassen hat. Die jungen Leute des Ortes wußten nur wenig aus jener Zeit, und die Kirchenbücher waren in ein benachbartes Kirchspiel gebracht worden, seit die kleine Gemeinde von Fischern mehr und mehr verarmt war und keine eigene Pfarre mehr unterhalten konnte. Bis ich an einem Morgen, als ich die Fischer beim Fang aufs Meer hinausbegleitet hatte, auf meinem Heimweg eine weißhaarige Alte entdeckte, die die braunen Netze in der Sonne ausspannte und säuberte. Von ihr erfuhr

ich, daß unter jenem Stein ein Pfarrer des Ortes ruhte, der einst sehr jung und als ein Fremder zu ihnen gekommen und früh gestorben war. Sie sprach nur zögernd und auf bedächtige Art über den Toten, so daß ich bald empfand, daß seine Angelegenheiten mit den ihren verbunden gewesen waren. Aber je mehr es mir im Lauf der Tage gelang, ihr Vertrauen zu gewinnen, um so inniger wurde ihr liebreicher Eifer, mir das Bild des Dahingeschiedenen vor Augen zu führen, das hell und einsam in ihrem Herzen wohnte. Und während ich Morgen für Morgen, an denen die Sonne auf dem Meer glitzerte und von den Klippen die melancholischen Stimmen der Seemöwen klangen, den Worten lauschte, zog an meinem Geist das Menschenschicksal des Mannes vorüber, das ich in diesem Buch niedergeschrieben habe.

Nun ich diese Worte schreibe, ist mir wieder, als lehnte ich am Rand des alten Segelbootes, das im Ufersand lag, als umwehte mich lau und sommerlich der salzige Geruch der See, und als erklänge neben mir wieder die ge=

brechliche Stimme der alten Frau, in deren Mädchentagen sich die Geschicke des Toten erfüllten. Ihr Herz war durch keinen Kummer bitter geworden, und sie sprach ohne Anklage gegen ihr Schicksal, ohne den Wunsch, mich zu rühren, frei und traurig. Nur zuweilen, oft nach heißem Zögern, brach es licht und leidenschaftlich aus ihrer Seele hervor, sie hob schmerzvoll ihre alten Hände gegen den Himmel und ließ ihren Tränen freien Lauf, so ohne Sorge, sie möchte ihre Seele preisgeben, wie nur reiche und mutige Menschen es können. Nein, Briefe wollte sie mir nicht geben; erst als sie mehr und mehr empfand, daß die Heiligtümer ihrer Erinnerung in meiner Andacht fortlebten, gab sie, wie zum Beweis der Wahrheit dessen, was sie beglückte, ihr Letztes hin.

Ich habe einen Teil der Aufzeichnungen, ohne etwas daran zu ändern, in den Verlauf ihrer Erzählung verwoben. So mögen im Buche hier und da in Rede und Antwort Dinge einander gegenüberstehen, die an anderm Ort gesagt oder in anderm Zusam-

menhang empfunden worden sind, aber es lag mir daran, ihre innere Wahrheit nicht durch Änderungen des Wortlauts zu beeinträchtigen.

Die alte Frau hat darum gewußt, daß ich sie und ihr Dorf mit der Absicht verließ, die Menschen am heimlichen Gut ihrer Erinnerung teilnehmen zu lassen; aber sie hat dies Buch, auf das sie gewartet hat, nicht mehr erlebt. Ich hatte es ihr zugedacht, nun soll es denen gehören, welche ihr eigenes Schicksal, ihre Hoffnung und die Not ihres Daseins in seinen Kämpfen wiederfinden.

Heiligenhafen, im August 1910.



Erstes Kapitel

Als der junge Pfarrer von Norby in der Abenddämmerung am Meer dahinschritt, hörte er aus dem Lotsenhaus des Örlsunds die Stimme einer Geige. Er blieb stehen und lauschte, und während das letzte Tageslicht an den Attanger Felsen verglomm, hob ihn diese singende Stimme in seine Träume empor. Anfangs hatte er geglaubt, es sei eine Mädchenstimme, aber nun wußte er deutlich, daß er dem Klang einer Geige lauschte, der klar und rein und doch wie von weither und unwirklich daherkam, seinen Aufstieg über dem bewegten Meer feierte und alles umher wie mit goldenem Glanz verklärte. Der Pfarrer sah auf das wogende Meer hinaus, das sich im Leben der Melodie eigen feierlich bewegte, und ihm war zumute, als bedürfe das Wesen des Meeres

dieser Musik, um den Menschen verständlich zu werden.

So war es schon einmal gewesen. Er entsann sich, daß er als kleiner Knabe an einem großen Fluß dahingeschritten war, an dem Reiter dahinzogen, die Trompeten bliesen, stark und hell; das Wasser des Flusses zog dahin, die Reiter, die sich neigten und hoben unter den Bewegungen ihrer Tiere, spiegelten sich darin und bliesen ihre blinkenden Trompeten im ruhigen Sonnenschein. Das Land war bunt, es war im Herbst gewesen, aber so wie heute, alles war groß, traurig und schön, und er hatte damals empfunden: ich bin gut, und hatte den Kopf gesenkt, weil ihm war, als spräche das Leben zu ihm mit seiner eigentümlichen Stimme, voller Verheißungen und Wehmut.

Er schritt weiter im Bann dieser Erinnerungen, am Meer dahin, das im ruhigen Abend mehr und mehr verstummte. Bis auch die Geige schwieg und mit ihrem Sinken die ganze Welt in lebloses Grau versank. Nun wurde er auch gewahr, daß es dunkel

wurde, und schritt langsam den Fußweg hinauf, der zwischen den Fischerhütten hin auf die Kirche von Norby zuführte und auf sein Pfarrhaus.

Der Ort ruhte. Von den Felsen her klang verhalten das Meer herüber, und fern über dem Moor schwebte der volle Mond empor, mattrot und schläfrig, als fröre er. Sein bedächtiges Licht ruhte auf den geneigten Kuppeln der Birken, sie schimmerten im Schlaf. In den dämmrigen und geheimnisvollen Lichtdunst des Moors legten sich schwarz und zackig die Umrisse des Glockenturms und der spitze feine Turm der Kirche von Norby.

Der junge Pfarrer wandte sich um. Das Meer lag blau und dunkel, noch erreichte der Mondschein die weite Fläche nicht. Ganz fern im grauen Dämmern des Horizonts zitterte Licht. Da sprang jählings vom Leuchtturm des Torrefelsens ein rotes flammendes Lichtschwert auf, wanderte eine Weile breit und herrschsüchtig über das nächtliche Meer und blieb dann starr in die Weite gerichtet

stehen. Die Uferfelsen im Meer sahen in diesem Lichtweg wie ruhende Ungeheuer aus, es schien rasch um vieles dunkler geworden, und der Pfarrer schritt weiter hinauf, wieder die abendlichen Rosenfarben des emporblühenden Mondes um Dach und Turm seiner neuen Heimat.

War das wieder die Geige aus Orlsunds Lotsenhaus? Klang es umher in der einschlummernden Welt, waren es singende Stimmen im Moor, die zu ihm hinüberdrangen? Nun setzte die Abendglocke ein und zerstörte das klingende Atmen der einschlafenden Natur. Er sah, wie sich die Glocke hoch im Turm schwarz und träge schaukelte, im Gebälk der durchlichteten Turmhöhe, hinter der rötlich und matt das Mondlicht glomm. Sechs dunkle Schläge mischten sich in das hellere Klingen einer zweiten Glocke. Oben am Weg sah er die Figur einer jungen Frau, die sich wandte und gegen den Kirchturm zu neigte, sie hielt ein Kind an der nachführenden Hand.

Morgen war Sonntag. Der junge Pfarrer

sah sich auf der schlichten Kanzel seiner Dorfkirche stehen, zwischen kahlen getünchten Wänden, die kein Bild schmückte, über den geneigten Häuptern der Andächtigen, die Morgensonne im lieblosen Rahmen der kargen Fenster, auf den Steinfliesen und um das Heilandsbild am Altar. Dies war nun sein Leben, so hatte er selbst es gewollt.

Es sollte nun die Stille sein, er fühlte es zuversichtlich. Wie wunderbar hatte die Eingebung, die seinen jähen Entschluß veranlaßt hatte, sich wohltätig bewährt. Als habe die große Natur, in deren Wesen er sein Heil suchte, ihn auf neue Art an ihr Herz genommen, dessen Hoffnungen kein Sturm erfüllt hatte. Seine Träume von Kraft und Tat blühten empor in dieser Stille, wie unter Gottes Augen.

Er hatte den schmalen Fußweg ins Moorgelände eingeschlagen. Hinter den Birken stand der klare Mond, kleiner nun und silbern, sein Licht floß wie von leisem Wind zerstreut durch das bewegliche Laub der Bäume auf seinen Pfad. Das Dorf lag hinter einem

sanften Hügel, man hörte das Meer nicht mehr, nur die geheimnisvollen Stimmen der Nacht über den Wassern der sumpfigen Heide. Hier und da blinkte nah und fern der geduldige Mond in diesen schwarzen Spiegeln. Eine singende Menschenstimme wachte über der melancholischen Müdigkeit von Ferne und Nacht.

Eine ratlose Schwermut kam über den Dahinschreitenden, war es die Müdigkeit nach dem Tage, die ihn am Abend so mutlos machte? Wie anders fand der Morgen seine Seele vor. Und doch war ihm, als mache der Abend ihn fügsam, um ihn hinüberzuleiten in die Wohltaten der heimatlichen Nacht, in deren kühlem Dunkel seine Träume Licht wurden, das sein geteiltes Wesen barmherzig zu jenem Frieden schloß, den er suchte. Es verlangte ihn dann nicht mehr zurück nach menschlicher Gemeinschaft, die er geflohen war, sondern alles um ihn her schloß sich ihm liebevoll an, der unendliche Himmel, das sanfte Tal, seine Bäume und seine Gewässer, der Geruch der ruhenden Erde und alle Laute der lebendigen Finsternis.

Aber allen stolzen Aufschwung seiner Träume verdarb ihm der Tag. Sie hielten nicht stand im Morgen und verblaßten im Licht der heraufsteigenden Sonne. Dafür trat an ihre Stelle ein hoher Mut zu großen Taten, eine ungefüge und wilde Kraft, die sein versprengtes Wollen in ihre Feuer zu reißen schien. Die Welt lag weit und offen, wurde sein Eigentum und harrte seiner. Bis wieder die Nacht kam und die Glut seiner jungen Kraft in ihren tiefen Atemzügen erlosch und zu Träumen wurde, aus deren Glanz es wie ein mitleidiges Lächeln auf seinen Drang nach Tat und Werken sank, aber ihm war, als fehlte seinem Wesen jene Kraft, die Tat und Traum verband, daß nun sein Traum zu Tat wurde und daß seine Taten höher wurden als alle Träume. Daß eine Menschheit seine Taten mit ihren liebsten Träumen verband ...

Er vernahm plötzlich den gedämpften Gleichtakt leiser Schritte vor sich auf dem Weg hinter einem blühenden Schlehenbusch, der ihm den Ausblick verdeckte, und kam mit leisem Schreck zu sich, erkannte, daß er sich allein

im Moor befand und daß die Nacht vorgeschritten war. Er blieb stehen und ließ die Schritte näher kommen, bis ein Mädchen vor ihm stand, die mit leisem Schreckensruf die Hände gegen die Brust hob und starr und stumm zu ihm aufblickte.

Der Mondschatten einer Birke spielte im Wechsel mit verschleiertem Licht in ihrem schmalen Gesicht, das machte es eigen unwirklich und zarter, als es sein mochte, wie auch ihr helles Haar in diesem Hauch von nächtlichem Leuchten und feuchtem Wind ein mattes Silbergrau empfing. Ihre Augen mußten am Tage hell und farblos sein, sie nahmen die Nacht in ihre Erwartung und gaben sie still und dunkel zurück.

Beide standen sich stumm gegenüber, und keiner von ihnen machte Miene, seinen Weg fortzusetzen. Als seien sie einander um ihrer Einsamkeit willen in dieser späten Stunde eine Erklärung schuldig, oder als hätten sie einander erwartet.

„Wer bist du und wohin gehst du so spät?" fragte der junge Pfarrer endlich. Ehe er

eine Antwort empfing, war ihm, als habe er etwas zerstört und vergeudet, was ihm eben noch zu eigen gewesen war. Wußte er nicht besser, als alle Wirklichkeit ihn lehren konnte, woher sie kam und wohin sie ging, wer sie war und was sie ihm bedeutete? Bedurfte es der gleichgültigen Gewißheit, die er verlangte, um mehr zu wissen? Er sah ja ihr Angesicht mit den Augen, die der Nacht gehorsam waren, ihr feines Haupt mit dem Glanz des Himmels um die Schläfen und ihren Mund, der im Schweigen sein schmerzhaftes Anrecht an Lust und Wehmut der Menschen verriet. Warum ließ er sie nicht gehen, wie sie gekommen war, als eine Antwort der Natur auf sein ruheloses Sinnen nach seiner Pflicht vor der Schönheit der Erde?

„Nun?“ fragte er schroff. Denn das Recht an seinen Traum hatte er verwirkt.

Sie trat ohne Scheu ein wenig beiseite, um den Weg zu ne hmen, betrachtete ihn dabei aufmerksam und schwieg. Er sah, daß ihre Füße bloß waren und daß um ihren freien zarten Hals eine schwere goldene Kette von

alter kostbarer Arbeit ruhte, fast zu gewichtig und rauh für die feinen warmen Linien, die sie trugen. Ihr kurzes Kleid war einfach, aber nicht arm, die Hände schimmerten hell.

Er trat zurück und ließ sie stumm vorüber, aber im Weiterschreiten fand er nicht mehr zu seinen Gedanken zurück, aufgescheucht und verworren entglitten sie ihm, alles war jählings verändert, eine eigensinnige Forderung aus fremden Tiefen seines Blutes zerstörte ihm Halt und Sammlung, die Natur umher nahm ihn nicht mehr auf, wie eben zuvor noch. Er war ein Fremder geworden, ausgestoßen und verarmt.

Da nahm eine singende Stimme hinter ihm sich seiner an. Eine volle tiefe Mädchenstimme, ein wenig verschleiert, als habe die Nacht daran teil, voll wehmütigen Frohsinns und unaussprechlich weich. Es war das alte Norbyer Lotsenlied, das er hörte und hin und wieder verstand.

Es schien, als sänge die Welt im Schlaf. Es waren die ruhenden Pflanzen umher, die erklangen, ihr Blühen, das im Mondschein leuchtete, bis es tönte, die kühle Luft, die geheimnisvolle Finsternis und sein suchendes Herz.

Zweites Kapitel

Die Orgel spielte. Der Pfarrer von Norby saß, tief die Stirn in beiden Händen vergraben, hinter dem Altar seiner Kirche und harrte des Augenblicks, in dem er die Kanzel besteigen mußte. Es würden wohl die alten Plätze in gewohnter Weise besetzt sein, er würde wie allemal auch in dieser Stunde gleichgültigen Mienen begegnen, entfremdet suchenden Augen ... Ach, nicht das war es! Was er jenen dort zu sagen hatte, machte ihm keine Not ...

Die Orgel spielte, ein wenig kläglich und mit gewaltsamem Ernst, viel zu gewichtig für ihr schwaches Vermögen und feierlich ohne Grund. Wie die Klage eines großen weinerlichen Kindes, aber draußen schien die Frühlingssonne. Die Schatten der blühenden Kirschbäume bewegten sich an den Fenstern.

Die blühenden Bäume drängten ihre Zweige fest an das alte Gemäuer der Kirche, ließen den Efeu zu sich hinüber und behüteten die verwilderten Blumen ... Wie seltsam ihn in dieser Stunde der Orgelklang gefangennahm, dies einfältige Lied. Irgendeine Erinnerung band sich daran, die Musik bekam Gewalt über ihn, weil sie seine Gedanken zurückführte, in diesen kurzen Augenblicken des Wartens, wo die Gemeinde seiner harrte und draußen die Frühlingssonne in ihrer morgenlichen Herrlichkeit die Erde beglückte. Aus seinen versinkenden Sinnen tauchten Gestalten und Bilder der bunten Zeit empor, gegen die er die Einsamkeit dieses vergessenen Fischerdorfes eingetauscht hatte.

... O ihr wilden Tauben der fernen Musik meiner Jugend! — Das blinkende Tiefschwarz eines Flügels und gegen ihn, geneigt von Andacht, holdes Blond über einem sehnsüchtigen Frauengesicht. Er sah schwere Goldrahmen alter Bilder, sie tauchten aus den versonnenen Farben matter Wandteppiche und suchten und fanden sich wieder im Silber-

blühn der hohen Spiegel, die auch das Bild der jungen Frau in ihre schweigsame Klarheit nahmen und auch sein Bild, jung und schlank und schüchtern, wie er gewesen war. Draußen lärmte gedämpft der Abend der großen Stadt. — Und später, viel später, als nur die Kerzen vor den Noten noch brannten, wandte sie sich langsam nach ihm um, ließ die ruhende Hand auf den Tasten und sah ihn an. Sie las in seinen Augen den zauberhaften Widerschein ihres Spiels und fand sich selbst darin, hr heißes Bild im Glanz der schwermütigen Seligkeit seiner Jugend. Da sie nicht gleich sprach, zerpochte ihm sein fieberndes Herz die Brust, bis sie schmerzte. Spräche sie! Spräche sie! O sprich! Schau mich nicht so an. Du weißt nicht, was deine Blicke mir für alle Zeit antun, weil du nicht erkennst, wie ungetrübt mein Sinn ist, ihm ist noch das geringste an Liebe alles. Du kannst deine Gedanken und deine Wünsche in meine Seele einzeichnen, wie man Linien mit Kohle auf ein ganz weißes Blatt zieht. Da sagte sie leise, langsam und nachdenklich:

„Wenn du nicht solch ein Kind wärst, Arne ... solch ewiges — — denn das Eine fehlt dir und das kann niemand lernen.“

Sie sah über ihn hin, fast haßerfüllt von einer Traurigkeit, die nur große Ansprüche geben, die niemand erfüllen kann. Ein verlorenes Bleich war über ihrem ganzen Wesen, zart und wild, sehnsüchtiger als der Duft der Erde im Frühling. Aber wie sie sich dann von ihm abwandte, das war qualvoll — —. O ihr wilden Tauben meiner liebsten Musik. Träume von ohnmächtig verlangender Hingabe, von ungestümer Zärtlichkeit und bebenden Tröstungen. — „Denn das Eine fehlt dir ...“

Die Orgel schwieg. Es kam eine nüchterne Erwartung wie ein schaler Windzug zu ihm hinüber und nahm seine Träume mit sich.

Bleich und rascher, als die Gewohnheit es erlaubte, bestieg er die Kanzel. Er hob den schlichten Talar über den Knien, als er die Stufen beschritt, sehr schlank und ein wenig zu groß stand er nun ruhig in der schmucklosen und beinahe armseligen Umgebung, neigte

kaum das Haupt ein wenig zum Gebet, und begann mit dem gewohnten Gruß und Bibelwort seine Predigt. Er hatte erkannt, daß die vom Chorgestühl überdachten Plätze der Herrschaft vom nahen Landgut besetzt waren, ein ungewohnter Kirchenbesuch. Er sah die junge Gutsherrin, deren klare und herausfordernde Augen groß und mit neugierigem Spott auf ihm ruhten. Er empfand das starke, gesunde Gesicht über dem weißen Frühjahrskleid als hell und gegenwärtig, auch wenn seine Blicke sich abwandten. Neben ihr saß, dunkel und groß, ihr Gatte, dem er am Strand von Attang zu Pferde begegnet war, den er kannte, ohne ihn noch begrüßt zu haben. Das war ein Versäumnis in seiner Amtspflicht gewesen, er empfand es nun und verstand, weshalb die Stühle bisher leer geblieben waren, die kurze Zeit hindurch, in der er in Norby sein Amt verwaltete.

Während er sprach, einfache Worte, die ihm leicht wurden, hinter denen er sich sorglos verbarg und die für die Anspruchslosen zu seinen Füßen bestimmt waren, empfand er

die Beachtung der Gutsherrin plötzlich als eine Überwachung. Als sei sie gekommen, um sich eine alte Enttäuschung neu bestätigen zu lassen, als wünsche sie, ihm eine Geringachtung zu fühlen zu geben und zugleich ihre Ansprüche, die sie für unverstanden hielt. Er sah sie an. Ihre Blicke, hell und voll, spotteten gelassen. Er erkannte, daß sie in ihm nicht den Geistlichen prüfte, sondern den Mann, es war ihm, als sei er durchschaut, und in einem schmerzenden Trost änderte er in unbedachtem Eingehen seine Worte und ihren Sinn.

Ein neues Kraftbewußtsein hob ihn, er sprach nun um dieser Augen willen, von denen er glaubte, daß sie forderten. Hin und wieder hob sich unter ihm ein gebräuntes Gesicht, betroffen und leer.

Das drängende Hell unter dem Chorgestühl bestürmte ihn wie mit allwissendem Anspruch. Unbestimmt empfand er für Augenblicke wohl, daß alles einzig von ihm ausging, daß seine Erwartung dort Leben schuf, und daß es wohl möglich war, daß die Gedanken

hinter jener schimmernden Stirn im Halbdunkel, anteillos an ihm und seinem Empfinden, bei ganz anderen Dingen weilen könnten. Wieder sah er hinüber. Nun schienen ihre Augen zu ihm zu sprechen:

Wie kommst du hierher zu uns? Deine Gestalt und deine Bewegungen stammen aus einer anderen Welt als die deiner Brüder im Amt, die ich kenne. Wie gehorsam warst du meinem verstohlenen Wink, du untreuer Sachwalter ewiger Güter. Warum wechselst du das glorreiche Gold der hohen Berge, in denen deine Seele heimisch ist, um in das erbärmliche Kleingeld dieser Kinder im Geist, die zu deinen Füßen sitzen und die du mit deiner flachen Liebe ohne Recht verachtest? Erfüllst du so deine Pflichten gegen die Menschheit, wie es die Schwächlichen tun, denen der Mut zu ihrer Kraft fehlt? Ich verachte dich. Ein wenig nur, sicherlich. Wie wäre es gut, deinetwegen mehr zu verschwenden, als diese verlorene Stunde erlaubt, die nun nicht besser zu verbringen ist. —

Er sprach plötzlich angestrengt und mühsam

weiter, verwirrte sich und atmete schwer unter toten Worten, die er sprach, während er nach dem Sinn dessen suchte, was er empfand. —

Als er seine Sicherheit zurückgewonnen hatte, beschloß er, nicht mehr zu ihr hinüberzuschaun, die ihn störte. Aber es blühte blaß und quälend von jenem verschwimmenden Lichtfleck zu ihm hinüber, wieder empfand er deutlich, daß jene Fremde nichts war als ein gleichgültiger Anlaß, unter dem seine eigenen Zweifel und seine eigene Schuld beredt wurden. Alles verschwamm ihm zu einer wogenden Qual voller Anklage und Verachtung. Mit Mühe vollendete er seine Rede, die ihm schal und verworren erschien, ein bitteres Gefühl von Schwäche begleitete ihn die Holzstufen hinab. Er sah im Zurückschreiten die blühenden Bäume an den Scheiben, und wie er durch die strahlenden Lichtwege des Sonnenscheins ging, befiel ihn eine tiefe Traurigkeit, seine Müdigkeit wurde ihm jählings lieb. Unter den Bäumen draußen schlafen die Toten, dachte er.

* * *

Die wilden Rosen über den Gräbern des kleinen Friedhofs, im leidenschaftlichen Blühn des späten Frühlings, empfingen den Dahinschreitenden. Auf der Dorfstraße und zwischen den niedrigen Fischerhütten draußen verschwanden die dunklen Gestalten der Kirchgänger und mit ihnen die gedrückte Feierlichkeit der Stunde. Hier war es still. Die von dichtem Efeu umwachsenen Mauerwände der Kirche beschatteten den Friedhof, wie es die nachdenklichen Tannen taten, das verwirrte Geäst der Eichen, noch spärlich belaubt, und das Fliederdickicht gegen das Meer. Das Pfarrhaus lag ganz in helles Grün gehüllt auf der sanften Felshöhe, die Norby trug. Der Glockenturm stieg plump und verlassen aus niedrigen Baumkuppeln in den goldenen Sonnenschein des blauen Himmels.

Es war, als sei das Blühn umher vernehmlich, ein beseligtes Drängen zu verschwenderischem Frohsinn. Hier waren die Grabreihen der Toten, die das Meer gebracht hatte. Sie lagen abseits und die Kreuze schauten auf das blaue Wasser hinaus, dessen

Wind und Kühle über den schmucklosen Rasen zog, der die Ertrunkenen deckte. Es waren Fremde, die niemand auf Norby kannte. Mit den ersten Stürmen im blassen Frühjahr und den Nebeln im braunen Herbst kamen sie heran, um in der Erde zu ruhen, die sie getragen hatte. Junge und Alte, aus allen Ländern und Reichen. Sie hatten einander nie gekannt, die nun beieinander schlummerten. Wie einst wir, dachte der junge Pfarrer. Aber das Blühn umher führte ihn zurück.

„Hier ruht Roger Niels Orlsund, Lotse von Norby, gestorben im Sturm auf dem Meere im Jahre Christi 1684, vor den Klippen der Ortschaft Attang, im Wirken seiner Seepflicht, treu bis zum Ende."

Dem Stein mit dieser Inschrift folgten eine Reihe ähnlicher Gedenktafeln. Alle waren Orlsunds, die hier begraben lagen, und alle waren Lotsen von Norby gewesen. „Er klagte im Tode, daß er auf dem Erdboden dahin mußte", stand auf dem letzten Stein.

Vom Haus und Geschlecht der Orlsunds ging eine alte Sage durchs Land, die erzählte,

daß ihre Stammväter einst Seeräuber gewesen seien und Norby begründet und erbaut hätten. Sie sollten aus Jütland oder Norwegen stammen und lange die Meerenge unsicher gemacht haben, bis ihre Willkür von Dänemarks Seemacht gebrochen wurde, unter Christian dem Fünften, der die Leuchtfeuer auf dem Torrefelsen begründete und den jüngsten Örlsund auf Eid und unter Bedrohung mit dem Tode durch den Strang zum ersten Lotsen von Norby einsetzte.

Dies war Roger Niels gewesen, der seine neue Pflicht mit Eifer erfüllte, aber sein altes Recht darüber nicht fahren ließ. Der Landesherr ließ ihn in Ketten legen, mußte ihm aber die Freiheit zurückgeben, da niemand seine Schiffe mit Sicherheit durch die stürmische Meerenge brachte. Es war in einer Sturmnacht, als er gefangen zu Schiff davongebracht wurde, aber das Unwetter warf das Fahrzeug auf die Felsküste zurück, das Fahrzeug mit den Getreuen des Fürsten und seinem jungen Sohn an Bord. Da lösten sie in ihrer Todesnot dem Gefangenen die

Fesseln und flehten ihn um seine Hilfe an. Wie ein Held stieg er aus dem Dunkel des Schiffsrumpfs empor, schüttelte sein langes feuchtes Haar und begrüßte das tobende Meer mit trotzigem Lachen. Er sah die kleinen zaghaften Feinde umher nicht, die ihn seiner Freiheit beraubt hatten, sondern nur seinen alten Gegner, das Meer, gegen das der bittere Kampfeszorn und die hohe Siegerlust ihm von den Vätern her im Blut brannten. Er brüllte seine Befehle allmächtig durch die heulende Nacht, er riß das Steuer her und hin, als risse er das ganze Fahrzeug mit sich. Wie der Leib eines tobenden Raubtiers nahm sich sein ringender Körper am Ende des dahinstürzenden Schiffs aus. Aber es ging wie Licht von seiner ungestümen Kraft über die Hoffnung der zitternden Menschen hin, die ihm vertrauten.

Und als die hohe See erreicht war und der hereinbrechende Morgen das Meer beschwichtigte, hielt er dem Schiffshauptmann ohne Lächeln und ohne Gruß die Hände für die Fesseln hin. Er wollte keinen Dank und

kannte keinen Spott für die überwundenen Sieger. Denn er gestand niemandem Rechte an seine herrische Pflicht zu, deren Ausübung einzig ihm zukam, als verstünde es sich von selbst, daß man in aller Seenot dieses Meeres nur seiner bedürfe. Mochten nun die anderen tun, wozu sie um ihrer gleichgültigen Macht willen ein Recht zu haben glaubten. Aber es kam anders, denn der Sohn Christians des Fünften, der Thronerbe des Reichs, nahm die Hände des Alten in seine, neigte sich tief darüber und preßte seine Lippen darauf. Der Lotse wurde in Freiheit gesetzt und waltete seines Amts, bis ihn acht Jahre darauf das Meer forderte. Er starb mit vier Fischern von Norby zugleich in einer nebligen Sturmnacht bei den Attanger Klippen im Rettungswerk um eine gestrandete deutsche Brigg vor Norby. Das Meer gab seinen Leichnam wieder.

Die zähen feinen Gräser auf dem sandigen Erdboden bewegten sich im Licht des Mittagwindes, zwischen ihnen suchten kleine eifrige Käfer ihren Weg, es war weit und leer in der

Welt in dieser friedlichen Sonne. Ein weißer Schmetterling schaukelte dahin, ruhte eine Weile auf der demütigen blauen Glocke einer Feldblume, flog wieder empor und verirrte sich im Himmel.

Der Horizont des Meeres lag fern in einem schläfrigen feuchten Dunst von verlorenem Lichtgrau, man erkannte nicht, wo Himmel und Wasser sich trennten, und die unbeweglichen weißen Segel der Fischerboote schienen in diesen Schleiern zu schweben, unwirklich emporgehoben ins All wie Dinge eines lichten Traums. Am Felsenufer starrten weithin die Klippen tiefblau aus dem zornigen Silbersprühn der glitzernden Meerflut ...

So war es immer schon ... Menschenangesichter mitten darin, trotzig den hellen Tag hindurch und voll ergebenen Verlangens in der weichen Nacht. Jung und dahingegeben ein paar rasche Frühlinge hindurch, tatenfroh im Verharren des Sommers und ermüdet, bevor der goldene Wein im goldenen Becher des Lebens ihnen als ihr Erbteil vertraut geworden war. Hinter sich die wehmütige

Süßigkeit der Erinnerung und vor sich den unermüdlichen Glanz der Hoffnung. Von beiden getragen, nie der Gegenwart völlig gewiß, nie stetig im Ruhenden, nie stark durch Erfüllungen, einzig froh im kindlichen Eifer, sich der Hoffnung zu vertraun, um von ihr endlich der Erinnerung dahingegeben zu werden ...

Und es war dem jungen Pfarrer, als lägen Halt und Freude des Daseins einzig in der Barmherzigkeit dieser tausendfarbigen Mächte. Was galt der Augenblick des wechselnden Bewußtseins diesen Herrlichkeiten einer beständigen Gewißheit, dieser tieferen Wirklichkeit des Traums gegenüber? In schmerzhafter Ungeduld suchte er nach den Beziehungen seiner Seele zu den Geheimnissen, die ihm diese vagen Erkenntnisse enthüllten. Als sollte er sich in dieser Stunde seiner wichtigsten Aufgaben gewiß werden, als hinge an einem letzten klaren Lichtblick das Heil seines Friedens. —

Er sah wieder auf den Namen des Orlsund nieder, der im grünlichen Stein verwitterte.

„Du hattest recht", sagte er, als spräche er zu dem längst Dahingeschiedenen. Ihm war, als habe jener alles gefunden, was er sein Leben hindurch gesucht hatte. Er sah die hohe Gestalt aus dem dunklen Schiffsrumpf emporsteigen, bereit alle Kraft in einem einzigen Kampf dahinzugeben, sein einziges Ziel vor Augen, seines raschen Siegs so gewiß, wie nun seiner Ruhe.

„Laß auch meine Stunde kommen, Gott," sagte er, „meinen Sturm und meinen Sieg. Aber verleg meinen Kampf in dein Reich."

Drittes Kapitel

Es verlautet wenig Gewisses aus jener Zeit, aber es muß in den letzten Wochen dieses Frühlings gewesen sein, als der alte Lotse Örlsund auf Norby starb. Damals war der junge Pfarrer etwa ein halbes Jahr unter diesen weltfremden und einsamen Menschen der Ostseeküste. Knud Örlsund, der Sohn des alten Lotsen, der letzte Örlsund auf Norby, war es, der durch das Wehn der Frühlingsnacht zum Pfarrhaus emporlief und an die Haustür und an die grünen Läden der Fenster schlug, vor denen der Flieder blühte.

„Mein Vater stirbt", rief er laut.

Im Garten fielen die Blüten der Obstbäume still und hell auf den Rasen. Wenn es ruhig war, wenn Knud Örlsund lauschte, ob immer das Haus noch nicht erwachen wollte, hörte man diesen warmen Wind der Frühlings-

nacht in den Kronen der Bäume, durch die die Träume der schlummernden Erde emporstiegen.

„Mein Vater stirbt!“ brüllte er. Die Läden dröhnten unter seinen Fäusten. Er war wie von Sinnen und atemlos vom Lauf. Da endlich sprang Licht an die kleinen Scheiben über der Haustür, flackerte mühselig, wanderte, erlosch, und wurde endlich rot und ruhig. Die Riegel klangen, bis die alte Magd Ute im Rahmen der Tür stand.

Sie erschrak sehr, weil es der junge Orlsund selber war, der so geschrien hatte.

„Der junge Herr! Herr Knud...“ sagte sie stammelnd und fühlte, daß etwas sehr Böses kommen mußte. Wie jung und mächtig er dastand. Das verwirrte dichte Blondhaar warf sich, hell auch in diesem schwachen Licht und voll verwegenen Eigensinns, um seine Schläfen.

Er wurde ruhiger, als er den Schreck der Magd sah.

„Jürgen ist um den Arzt nach Attang geritten“, sagte er, wie um zu entschuldigen,

daß er selbst mit einer Botschaft hier stand, als ob es im Norbyer Lotsenhaus kein Gesinde gäbe. Der Pfarrer sollte ans Sterbebett des Vaters kommen, den der Satan in seinen letzten Stunden grausam plagte. Rasch. Leib und Blut des Herrn sollte er bringen, rasch, eh der letzte Atemzug seines Vaters entwich. Denn das wußten alle, daß der Morgen ihn tot finden würde. —

Nun ging es schnell, und die Ungeduld des jungen Örlsund wich. Der Küster wurde geweckt, im Schloß der Kirchentür kreischte der braune Schlüssel, kaum daß das matte Licht der Laterne seine wankenden Schwingen bis an die kahle Wölbung der Decke warf. Aber die Schatten der drei Männer bewegten sich gigantisch verzerrt und in plumpem Taumel an den Wänden. Der Küster wand eine Decke um den Kelch und den kleinen Hostienschrein, das vergoldete Kreuz am Altar blinkte auf, als regte sich der schmale Leib des sterbenden Heilands. Eine aufgescheuchte Fledermaus hastete in zuckenden Kreislinien um die Hinausschreitenden, die wie auf der

Flucht nach einem Raub die Kirche verließen. Wie hohl die Schritte klangen . . .

Nun schien die Nacht um vieles heller und die Sterne über dem Meer unendlich weit. Der Wind nahm zu, als sie hinabeilten auf den Torrefelsen zu, immer die dunkle lebendige See vor den Blicken, und der junge Pfarrer dachte: Es ist schon lange, lange her, da ist dies geschehen, was ich heute nacht erlebe. Du einsames Land, ihr ernsten Menschen, du liebe Nacht, wie seltsam verbindet ihr in meiner Seele Wirklichkeit und Traum. So ist es gut. — Vor mir her tragen sie Gottes Leib zu Einem, der diese Welt verlassen soll, diese Welt aus Tag und Nacht, aus Frühling und Winter. Daß du lebendig würdest, Gott! Ihm, der am Morgen gestorben sein wird, und mir, der ich dich suche.

Dunkel und süß brach eine Woge von Duft in ihren Weg, ein schweigender Garten verschenkte sie in wollüstiger Freigebigkeit. Nun war es dahin und der salzige Meergeruch füllte wieder die Welt und brachte die ersten Klänge der Brandung mit.

Wie sie so nebeneinander die Wege dahin-eilten, die kraftvolle Gestalt des Lotsensohnes und neben ihm, kleiner und schlank, der junge Pfarrer, erkannte man unter ihren Bewegungen deutlich, wie sehr sie sich voneinander unterscheiden mußten in ihrer Denkungsart, ihren Handlungen und ihren Ansprüchen. Die Schultern des Örlsund neigten sich nicht gegen den Wind und bogen ihm nicht aus, seine Art zu schreiten schien des gebahnten Wegs kaum zu bedürfen, er schien nur an sein Ziel zu denken, ohne Sorge und Einwand. Kein Glied seines Körpers bewegte sich ohne Not, und jede Bewegung schien den kürzesten Weg zu durchmessen. Über seiner ganzen Erscheinung ruhte der tiefe Ernst, der von aller Kraft ausgeht, und doch erschien er fast wie ein zu großer Knabe neben der beinahe zierlichen und doch so erfahren und bewußt beherrschten Gestalt des Pfarrers. Um den Pfarrer lag es wie ein Hauch von Güte und Wehmut, jenes seltsame Etwas, das man so leicht versucht ist als Licht zu bezeichnen, das das Leid tiefer Gedanken verrät und Ein-

samkeit, das die Herzen der Frauen öffnet, wie ein Sommerabend den Schoß der duftenden Wiesen oder wie ein Lied voll Lebensleidenschaft die Sinne der Verlassenen.

Nun sanken die Füße der Eilenden in den verwehten Dünensand, nun klangen sie auf dem Fels, das Gurgeln der Flut in den Klippen schwoll bedrohlich in der Finsternis, zu ihrer Linken wogte es schwarz und brach sich kochend und sprühend. Ein natürlicher Steinpfad, unbehauen und rauh, führte auf das breite sichere Felsenplateau, auf dem das Lotsenhaus stand. Starr und plump ragte zur Rechten der Leuchtturm vom Torrefelsen in das Dämmerblau der bewegten Nacht.

Die Tür des Hauses stand auf, ihr Rahmen faßte den matten Lichtschein der Kerzen, die im Flur auf einem riesenhaften rauchgeschwärzten Kamin brannten. Hoch darüber breiteten zwei große Sturmmöwen die weitgeschwungenen schmalen Flügel aus, im Flackern des Lichts bewegt, als lebten sie.

Der leere Raum vergrößerte die Gestalten

der Eintretenden seltsam, ihre Schatten gingen ihnen wie dunkle Gespenster nach und erstiegen die grauen Wände. Es war der natürliche Felsboden, die Stuben lagen ein wenig höher, und zwei plumpe ausgetretene Holzstufen führten zu ihnen empor.

Und außer ihnen, die schweigsam eintraten, außer der Stimme der See, der alles seit Jahrhunderten lauschte, füllte den Raum ein tiefes dumpfes Stöhnen, das irgendwoher aus dem Unbekannten drang, in seltsam gleichmäßigen Abständen, immer nach langen, grauenvoll bedrückenden Pausen, die ein heimlicher dunkler Schwingenschlag zu füllen schien.

Als Knud Örlsund ihm den Mantel von den Schultern nahm und der Küster besorgt und vorsichtig die schweren Türen zuzog, dachte der Pfarrer: Diese großen Seevögel haben prächtige silbergraue Schwingen — in der Sonne — über dem blauen Meer — flogen sie, als sie lebten ...

Die Stimmen der See verstummten zu einem fernen Murmeln, denn die Türen

waren nun geschlossen, nur das Stöhnen klang, ein langsam anschwellendes, qualvolles Keuchen. Ich bin zum erstenmal in diesem fremden Haus, dachte der Pfarrer. Er dachte angestrengt an diese nichtige Tatsache, mit eigensinnigem Eifer, als vertriebe sein Verweilen bei diesem Gedanken die schrecklichen Laute, die ihn bedrängten.

Er erstieg an der Seite des jungen Örlsund die Holzstufen, da kam ihm in den Sinn: Der, zu dem ich gehe, schreitet sie nie mehr hinab; aber als er den Raum betrat, in dem der Sterbende lag, faßte sich sein Herz zu einem klaren Mut. Das breite Lager des alten Lotsen stand mitten im Zimmer, im Winkel am Kamin kauerte das Hausgesinde, das Licht der Kerzen schien sich nicht in alle Gründe dieser großen Stube zu finden, nur das Bett schimmerte, hell beschienen, und er sah die Gestalt einer weißhaarigen Alten, die sich über den Kranken gebeugt hatte und die sich nun langsam, mit hoffnungslos suchenden Augen aufrichtete. Aber dort hinter dem Bett stand noch jemand; ehe er deutlich unterschied, hatte er

die überraschende Empfindung, etwas längst Bekanntes in dieser Erscheinung wiederzufinden. Wie war es doch gewesen, es war lange her und doch auf seltsam zeitlose Art in steter Nähe seines Bewußtseins. Er sah eine schlanke Mädchengestalt in einem einfachen groben Kleid, das nicht reich und nicht ärmlich war, er sah ein schmales Gesicht in mattem Lichtbraun und darüber den Glanz vollen Haars, das das Licht und die gedämpften Farben der nächtlichen Stunde widerspiegelte. Und nun, als er um den feinen Hals eine schwere goldne Kette von alter Arbeit gewahrte, wußte er mit einem unverständlichen Schreck, daß er dies Mädchen vor wenig Tagen in den nächtlichen Dünen gesehen hatte. Ja, sie war es, er wußte es zuversichtlich. Wie mit dem Glanz ihrer hellen Augen, die ihn gelassen musterten, tauchte die Heidenacht vor seinen Blicken auf. Er sah wieder den Mond in den geduldigen schwarzen Spiegeln des Moorwassers, die Birken und den Himmel voller Sterne.

Das war Knud Örlsunds Stimme: „Dies ist meine Pflegeschwester Naemi, sie ist von

Kind auf an in unserem Hause", und an das Mädchen gewandt, erklärte er mit gedämpfter Stimme: „Dies ist der Herr Pfarrer, ich bringe den Pfarrer wegen des Vaters ..."

Er sprach unsicher und bewegte linkisch den schweren Arm, anders wie sonst, als sei es eine immer noch ungewöhnliche Begebenheit, mit Naemi zu sprechen oder von ihr.

Der Sterbende stöhnte im Schlaf. Das Licht der Kerzen sprang jählings, wie beseligt, in den goldnen Kelch des Abendmahls, dessen Hülle fiel. „Er wird erwachen," sagte matt eine alte Stimme, „gib ihm deinen Frieden, gnädiger Gott." Und während der Pfarrer sich stumm und langsam anschickte, dem Sterbenden den letzten Trost zu bereiten, dachte er unaufhörlich und wie von heimlicher Angst gebannt an Naemi, die ihn mit ihren hellen Augen ruhig betrachtete. Dies also war Naemi, von der Norby sprach. Verworren huschten die Geschichten, die er von ihr kannte, durch seine erregten Sinne, in deren seltsamem Fieber es ihm bald erschien, als träume er, bald als sei nicht er es,

der dies erlebte, sondern ein Fremder, der es ihm einst als Kind wie ein dunkles fernes Märchen erzählt habe. Er entsann sich, daß das Meer Naemi dieser einsamen Küste gebracht hatte, vor nun bald sechzehn Jahren. Ihr Schiff zerbrach an den Attanger Klippen und die Norbyer Lotsen retteten niemand. Nur eine Wiege fanden sie, die mit einem Tau an den Mast geschnürt war, auf dem schaukelnden Vorderteil des zerbrochenen Schiffs, das schon eine Stunde darauf eine Woge von den Klippen riß. Tief in den durchnäßten Kissen lag ein schlafendes Kind. —

Nichts verriet die Heimat und Herkunft des kleinen Mädchens, man fand in den Decken eine schwere goldene Kette von fremdartiger Arbeit und großem Wert. Die Wiege war seltsam bemalt mit großäugigen Tieren in grellen Farben, ein zappelnder Drache mit langem, gewundenem Schweif haschte nach fliehenden Vögeln ... Der alte Lotse nahm das Kind in sein Haus, und Knud, der Knabe, fand über Nacht ein Schwesterchen in der großen hellen Stube, in der er spielte.

Man wußte soviel wie nichts von der zerschellten Fregatte. Sie war auf dem Wege nach Deutschland und kam von Schweden.

Am andern Morgen brachte das Meer die Toten. Still und blaß, mit ausgebreiteten Armen und weit geöffneten Augen, in denen sich leer der Himmel spiegelte, kamen sie langsam heran, unter der gläsernen Decke des Wassers ...

Der Küster rührte seinen Arm. Das blaue durchsichtige Meer, das die Toten dahintrug, versank, und das Dämmerlicht der großen Lotsenstube tauchte rasch und lautlos auf.

„Herr Pfarrer," hörte er, „der Kranke ist erwacht und bei Sinnen ... Herr Pfarrer ..."

Knud Örlsund stand groß und gerade am Lager, ohne Bewegung. Seine Blicke ruhten starr und seltsam benommen in den Zügen des Pfarrers, dessen bleiches Gesicht sich eigen von denen der andern abhob. Er wirkte wie der Bote aus einer ganz andern Welt, sein hohes Amt verklärte diese fremdartige Würde seiner Erscheinung und nicht weniger die grausame Feierlichkeit der Stunde.

O, ich merke, mein Vater wird sterben, stand in Knuds Gesicht. Es war, als wollte er sagen: Ich merke es auch dir an, du fühlst die Nähe des Todes.

Irgendeine hohe, wilde Ergriffenheit durchglühte die Brust des Pfarrers, ein Erzittern, das wie Furcht war und zugleich übersinnliche Freude einflößte. Ihm war, als müßte er beginnen zu reden, machtvoll, wie draußen das Meer, wie der Sturm und eindringlich wie das Licht. Und seine Rede müßte beginnen: „Seht, ich bin immer allein gewesen ...“

Er fühlte, diese losgelöste Traurigkeit kam von Naemis Wesen zu ihm. — Er betete. Er faltete die schweren Greisenhände des alten Örlsund, er glättete die Züge des verzerrten Gesichts mit seiner bebenden Hand, er beugte sich tief nieder, und zu den unvergänglichen Worten des Gottessohnes neigte er den Kelch, der ihm anvertraut war. Und als er mit klarer Stimme, deren Klang ihm selber wohl tat, die Seligpreisung über den sinkenden Augen des Sterbenden sprach, dachte er:

Du siehst alles, was ich tue, Naemi. Du

hörst meine Gedanken, die gestaltloser sind, als daß je eine Erkenntnis sie halten könnte. Du fühlst die Feuerwogen meiner verzückten Hoffnung, die blauen seligen Berge meiner Erwartungen tragen deinen Blick. Sieh, ich rufe laut und frage: Wer bin ich? In deinem Wesen ist die Antwort, in ferner Zeit wird eine Menschheit sie verstehn... Ich bin von Sinnen, dachte er. Woher kommt dies?

„... denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit", betete er zu Ende.

Rauhe Stimmen sprachen bebend mit. Ein wildes Aufschluchzen scholl aus dem dunklen Hintergrund. Er sah die Männer knien. Nur Knud stand mit tief gesenktem Haupt. Und Naemi...

Wie unter einem Blitz erschrak er, als er ihren Blicken begegnete. Nur für einen ganz kurzen Augenblick sah er so ihr Angesicht, denn mit seinem Aufschaun veränderte es jählings seinen Ausdruck. Sie hatte ihn angesehn, mit vorgestrecktem Untergesicht und weit geöffneten Augen, als würde ihr eine himmlische Offenbarung zuteil und ein nie geahntes

Licht. Es waren Augen, als seien sie in endlose Ferne gerichtet, erstarrt und doch voll hellsten Lebens, bereit, das Unerhörteste zu fassen und aufzunehmen, und doch voller Abwehr; sinnlos entflammt und verständnislos und begierig zugleich. Und ihr Mund, wie von Heimweh durstig, war beinah häßlich, als trügen diese Lippen zu schwer an unausgesprochenen Klagen. Ihre Hände waren über der Brust gefaltet. — Nun war ihm, als wäre sie es, die gesagt hatte: Sieh, ich bin immer allein gewesen. — Nur leidenschaftlicher als er, blutiger, von keiner Wehmut versöhnt, von keinem Gefallen am eigenen Ergehn gemildert, sondern todestraurig und rauh und hoffnungslos.

Und dennoch ahnte er kaum, was in der Seele des Mädchens vorging, wie hätte er auch so rasch begreifen können, was seine Erscheinung und sein Wesen ihr bedeuteten. Und noch dazu in dieser Stunde, deren düstere Trauer wohl sein eigenes Herz einzig erheben mochte, doch wie sollte sie das ihre anders als tief bestürzt machen und niederdrücken? Wohl

sah er in ihren Blicken eine bebende Ergriffenheit brennen, doch er brachte sie nur zögernd und zweiflerisch mit sich in Zusammenhang und spottete im Grunde der Hoffnung, die ihn berauschte.

Naemi aber hatte sein Angesicht, seine Gestalt und seine Bewegungen wie im sinkenden Licht ihrer frühsten Kindheitserinnerungen betrachtet, die an der rauhen Küste ihrer neuen Heimat längst verklungen waren, wie leuchtende Bilder hinter einer grauen Nebelwand verschwinden. Ihr war, als müßte es einst so gewesen sein, als sie zum Leben erwachte, als sie ihre ersten Schritte tat und ihr erstes Lachen und Weinen. So rauschte es immer noch in unvergeßlichen und doch nimmermehr zu fassenden Melodien in den tiefsten Quellen ihres Bluts. Dies war nicht die rauhe Art der Männer und Frauen, unter denen sie hier nun lebte, abgetrennt und völlig geschieden von der großen fernen Welt, die sie ahnte, nein, die Stirn dieses Mannes war hoch und frei und voller Gedanken, die Bewegungen seiner Hände schienen von diesen

Gedanken zu wissen und von einem Herzen, das sie bewachte. Seine Gebärden waren vornehm und voller Anmut; wenn er lächelte, so wollte er es selbst und wußte, weshalb er es tat. So würde er auch wissen, was ihn froh oder traurig machte. Ihr war, als habe er die Macht, Herzen zu erschließen, und die Kraft, sie zu erkennen und zu führen. Und in ihrer suchenden Einkehr in das Dämmerland ihrer Vergangenheit war ihr nun plötzlich, als sähe sie weiß leuchtende Häuser mit schimmernden Terrassen, blühende Gärten und hochstämmige Wälder. Kunstvoll durchbrochene Türme ragten aus dieser Welt empor, Türme aus trotzigem Stein, die dennoch den Himmel durch ihren Aufstieg ließen, als riefe er sie, als stürmten sie zu ihm empor ... „Mein Land," schluchzte sie, „meine Heimat, o du, wer bist du?"

Und sie weinte heiß und in tiefer Ergebung auf, ohne Scham, wild und sehnsüchtig, denn sie verstand nicht, was sie sah und empfand, aber sie empfand es so deutlich, wie nur das unnennbare Geheimnis des Bluts offen-

baren kann, das die kleine Welt der eifrigen Gedanken verachtet. —

Den jungen Pfarrer beschlich plötzlich eine Beschämung, als habe er Naemi unrecht getan. Denn er fühlte wohl, daß hinter seiner Andacht vor ihrer Ergriffenheit eine jähe heiße Begierde erwacht war, mit ihr war das Bewußtsein von Schuld gekommen. Vielleicht war es nur die überwältigend unschuldige Klage, die aus ihrem Weinen klang, aber er empfand deutlich, daß dies Weinen nicht einzig dem Sterbenden galt. —

Knud Örlsund war auf seine Pflegeschwester zugetreten, als er ihr Weinen hörte. Er stützte sie, indem er sie fest mit seinem starken Arm umschlang. Erschrocken, wie aus einem Traum gerissen, sah sie ihn an. Dann nahm sie seinen Arm und löste sich aus ihm, ohne Widerwillen, aber auch ohne Liebe. Ein Blick voll Trauer und Enttäuschung traf den Pfarrer, dann kniete sie am Lager nieder und preßte ihr Gesicht auf die Knie des Sterbenden.

Hatte der junge Pfarrer zuvor wenig zu verstehn gewagt, so verstand er nun diesen

Blick, und ein heißer Unwille der Beschämung stieg in ihm auf. O ich Tor, dachte er, was hinderte mich daran, frei und liebevoll an ihr zu handeln, wie mein Herz es mir gebot? Wann werde ich den Mut zu mir selbst finden und mit ihm mein Schicksal und meinen Gott?

Meinen Gott? sann er. War denn Gott so zu finden, offenbarte er sich hier, in Zweifeln um Liebesrechte, in der Not um Gutes, in der Hingabe an fremdes Leid? Seine Gedanken irrten gequält ab, aber im Brennen seiner Ergriffenheit verlangte ihn unstet nach Gewißheiten, nach Halt. Ach, dachte er, ein junges Herz wird Gott nimmermehr da suchen, wo alte Herzen ihn zu wissen glauben. Diesen Gott, den die Zeit und der Gram versunkener Geschlechter längst in die blutleeren Symbole ermatteter Hoffnung verbannt haben. Ermüdet und längst verlassen muß ein Herz sein, um Gott dort zu finden, wo die Enttäuschten und Verarmten ihn rühmen. Wer wahrhaft seinen Gott erfahren und verkünden will, der muß ihn im eigenen Blut gefunden haben, mitten in der Kraft seiner

Jugend, mitten in seinen kühnsten Hoffnungen, seinen schmachvollsten Niederlagen und in seinem höchsten Genuß. — Tief ergriffen und jählings wie erleuchtet war ihm, als hieße Gott finden sich selber finden, als hieße an Gott glauben an sich selber glauben. Aber um beides wahrhaft zu können, schien ihm ein Herz reich an Liebe sein zu müssen und gut. — Es sind nur die Erwählten, die Gott kennen, weil er in ihnen sichtbar wirkt, nur die Vollkommenen können Gott erkennen, weil er in ihnen lebt und in ihnen um seine Offenbarung ringt . . .

Er sann und sann und seine Gedanken wurden eine kreisende Qual voll kampfbereiter Sehnsucht. Trugen die Züge des erlösenden Gottes nicht dennoch die Male menschlicher Schwäche und Bedrängnis? Er sah auf den Kelch, den er immer noch in starren Händen hielt.

Und dann sah er ernst und in feierlicher Traurigkeit zu Naemi hinüber, als käme von ihrem Dasein seine Rettung zu ihm. Irgendwo lag ein tiefer Irrtum, er fühlte es schmerz-

haft und hätte weinen mögen. Er suchte nach dem einen Namen, nach jener einen lichten Beschaffenheit, die den Ring seiner Hoffnungen schloß. Ihm war, als läge dieser Name in dem Worte Kind, in allem, was in die Zukunft wies, in allem, das in Liebe ergeben und unbefleckt durch Willkür war.

Da hob Naemi die Augen und sah ihn an, und plötzlich wußte er das seltsame Wort, voller Geheimnisse und schöpferischer Offenbarungen, dies Wort voll Licht, das wie unter Gottes Lächeln aus der Menschenfinsternis emporblühte: Unschuld.

Er neigte die Stirn, wie neben ihm Naemi sie neigte. Ihm war, als habe er ihr tief zu danken.

Draußen wütete das Meer.

Viertes Kapitel

Es war im frühesten Morgengraun, als der Pfarrer das Lotsenhaus der Örlsunds verließ. Er ging allein, mit tief geneigtem Haupt, mühsam, Schritt für Schritt, den Gesang des Meers, das noch die Nacht rühmte, um sich und den erwachenden Tag an den heißen Schläfen. Hinter ihm, in der leeren Steinstube, brannten Kerzen über dem erstarrten Angesicht des Dahingeschiedenen, blieben Knud und Naemi zurück, eine zerschlagene Schar Trauernder und sein Herz.

Ich lasse alles dort, was ich bin und habe, dachte er. Und in das schmerzhafte Glück dieser Gewißheit, die ihn wie ein brennender Lichtschein umwob, tauchten die schaurigen Bilder dieser furchtbarsten Sterbestunde, die er je erlebt hatte. War das ein so grausig gewaltsamer Kampf, dieser Heimgang in eine

bessere Welt, wie er ihn wohl hundertmal genannt hatte? Wohl hatte er Sterbende in ihrem letzten Glühn um das Leben ringen sehen, aber nie war ihm so deutlich geworden, was Leben bedeutete und was der Tod wollte. Es packte ihn aufs neue wie ein Heulen aus der Hölle, es schüttelte ihn mit Fäusten des Grauens, er eilte unbewußt im Lauf über die Dünen dahin, wie auf der Flucht. Er atmete tief und lange und wieder und tiefer, bis es ihn schmerzte, er biß sich auf die Lippen und schlug mit der Faust gegen die heiße Stirn, als wollte er das Bewußtsein, zu leben, dazusein im irdischen Leben, in qualvollster Deutlichkeit verspüren.

Welch eine Hünenkraft hatte bis zuletzt in diesem Körper gebrannt, welch einen riesenhaften Kinderwillen zur Erde hatte der Tod hier zerbrechen müssen. Wo war der Sterbende zuletzt gewesen? In einem Winkel am Kamin, mit grauenhaft entstellten Gliedmaßen, die Zähne in den Fäusten, über der wilden Stirn ein Flimmern wie von einem erstarrten Gebrüll, und die gebrochenen Augen,

aufgezerrt wie von boshaften Fingern, in die große Leere gerichtet, in die er versank. —

Nun sah er Knuds junge straffe Gestalt im verzweifelten Zorn seiner unbändigen Angst, wie er den Tobenden zu halten suchte, hörte Naemis helles Weinen, und fühlte sich hilflos, hilfloser als je in seinem Leben. Wo war die Kraft der Mächte, die er verwaltete und die hier Frieden bringen sollten? Ihn schauderte. O, nicht in seiner Hand war Gottes Segnung, die eigene Liebe erschien ihm zu gering, sondern dort, im Angesicht des Sterbenden, im tobenden Chaos der erstickten Lebenskräfte triumphierte Gott, in der heißen Angst aller um ihr Leben, in diesem Todesgeschrei und endlich in der Ruhe des Beschlossenen.

Einmal warf sich Naemi in seine Arme. Sie drängte sich in solchem Ungestüm von Angst und Herzeleid an seine Brust, daß er ihr Haar und ihre Wangen streichelte, ihr tränennasses Gesicht . . ., und als ihr bebendes Wimmern nicht enden wollte, küßte er, sinnlos entflammt von Mitleid und Erbarmen, ihre Stirn und ihren Mund, schloß sie in seine

Arme, als sei sie von Anfang der Welt an sein Eigentum, sein Glück und seine Rettung zugleich. Er rief in ihren Sturm von Qualen Worte, die er selber nicht verstand, von denen er nicht wußte, daß er ihren Sinn kannte und die doch sein ganzes Wesen preisgaben.

Wenn nur dies furchtbare Toben des zerbrechenden Lebens gegen das eiserne Schwert des Todes geendet hätte. Ihm war, als bedeckte sich unter diesen hartnäckigen Streichen langsam der Boden des Raums mit Blut, das der keuchenden Brust des Erliegenden unter Gebeten und Flüchen entströmte. Nun scholl ein helles jammerndes Aufkreischen von einer Frauenstimme. Die Tür wurde aufgestoßen, fliehende Gestalten, dunkel und vorgebeugt, stürmten durch die blaue Öffnung, die zurück ins Leben führte, die den Sturm und die helle Nacht mit Sausen in das Zimmer ließ. Die Kerzen erloschen. Das Wasser zischte draußen und donnerte. Der Sterbende brüllte auf: „Das Meer!" Dann bannte ein schweres dumpfes Hinsinken alle für lange furchtbare Augenblicke. Bis Knud die Tür

zuschlug, gegen die er vorstürmte wie gegen einen Todfeind, bis rot und ängstlich ein schüchternes Licht in zitternden Händen aufflammte und sie beim Schein der einen Kerze den Toten im Winkel sahn.

Und dann schauten sie einander in die fahlen Angesichter, wortlos, wie gemarterte Kinder, fassungslos und von Graun geschüttelt, einzig bereit, einander in die Arme zu sinken und das Leben zu preisen. —

„Das Leben!" rief er laut, blieb stehn, gab sich ganz dem Wind und der aufgehenden Sonne preis, und ihm war, als habe er Naemis Namen gerufen. O, nie war das Wesen eines jungen Weibes in ein von tiefer Ergriffenheit so ganz entblößtes Herz eingegraben worden, wie nun Naemis Name in seines. Ihm war, als hieße alles, was er erlebt hatte, einzig nur wie sie hieß, und sie hatte tausend holde und wilde Namen und alle klangen ihm zusammen in dem einen lichten, über alle Maßen süßen Laut, der Leben hieß. Ihm war, als verstünde er alle Geheimnisse und alle Wunder des Daseins,

die unwandelbare Schöpferkraft, das schmerzverzerrte Menschenangesicht des Gottessohnes und den Licht gewordenen Willen zum Ewig-Lebendigen, als begriffe er die Auferstehung der Toten und die Wiederkehr der Liebe. Alles lag dicht und greifbar beieinander, alles Emporblühn und Niedersinken geschah in der Glut des gleichen gewaltigen Schöpferwillens, trug einander in sich, machte einander notwendig und war im tiefsten Wesen verbunden. Das Notwendige ist das Gute, dachte er. „Auch der Tod ist notwendig", sagte er feierlich und lächelte wehmütig beglückt und wiederholte laut: „Auch der Tod ist notwendig, Naemi, sieh, welch ein Trost für ein jauchzendes Leben!"

Und er sprach weiter, als spräche er zu ihr:

„Sieh auf mich, Naemi, sieh, welch ein Tor ich bin, wie rasch verwundet und wie leicht geheilt, wie schnell bewegt und dennoch wie abgrundtief ist dies schwache Herz. Ich bin nicht wie die andern. Sie sind alle böse oder gut, so oder so, man kann ihnen Namen geben und sie ihrem Wesen nach wohl unterscheiden,

sie sind alle beständiger in ihren beschränkten Gaben. Aber ich bin nicht ja und nicht nein, fast ist es, als wäre ich ohne Anfang und ohne Ende. Meine Seele ist wie ein verwehter Klang, der in den Höhen anders erschallt als im Tal, unbeständig und jedem Lichtzug gehorsam, voll ungestümer Daseinskräfte und so schwach wie eine verglimmende Flamme im Wind. Sag mir, wer ich bin, du, die mir fehlt."

Erschrocken hielt er Einkehr zu sich. Ihm war wie in einem Rausch nach einem Trunk aus dem übervollen Becher des Daseins, den ihm der Tod mit herrschsüchtigem Lächeln an die Lippen gesetzt hatte. Langsam sammelten sich seine heißen Gedanken. Ein Gefühl wie Scham und Reue befiel ihn jählings, nun, da die Sonne klar über dem Hügel emporstieg.

In Norby setzte schwer und ernst die Totenglocke ein, aber die Sonne schien hell und herrlich fort über das blühende Land.

* * *

Sein Pfarrhaus kam ihm seltsam verändert vor, als er heimkehrte. Erst vor kurzem war

ihm alles ein wenig vertraut geworden, er hatte sich mit diesem und jenem abgefunden und sich eingerichtet, auf jene leichtfertige Art, wie es Menschen können, die niemals das Bewußtsein einer bestimmten Heimat gekannt haben. Aber nun erschien ihm alles fremd und ohne Zusammenhang mit seinen Gewohnheiten und Ansprüchen. Es war die Wohnung anderer, in der er hauste; diese großen dunklen Schränke auf dem weiten Hausflur mit sandbestreuten Holzdielen, diese hohe melancholische Wanduhr, und dieser seltsam modrige und doch wohltuende Duft von Zeit und Gemächlichkeit. Alles machte ihn zum Gast.

Ute, die alte Hausmagd, die er vorgefunden hatte und die den äußeren Gang seines Lebens leitete, empfing ihn ein wenig befremdet und mit Augen voll besorgter Liebe. Es war ihr nie recht verständlich gewesen, daß ein Pfarrer, der nicht von gereiftem Alter und ohne Ehegattin war, hier hatte Einzug halten dürfen, aber dann, bald darauf, als sie mehr und mehr erfuhr, mit wieviel

Gleichgültigkeit er sich in allen Lebensfragen von ihrem Walten abhängig machte, hatte sie ihn auf eine mütterliche Art liebgewonnen. Denn es liegt nun einmal im Wesen aller gutherzigen Frauen, daß sie glauben, im Unrecht zu sein, wenn ihnen nicht widersprochen wird. So fand sie sich langsam mit seiner Lebensweise ab und gewöhnte sich daran, ihn mit Eifer und geheimnisvoller Überlegenheit gegen Eindringliche zu verteidigen. Denn sie fühlte bald, daß seine Art sich in Norby keine Freunde schaffen würde, und damit er nicht gar zu allein bleiben möchte, eröffnete sie ihm ihr altes Herz. —

Gedankenlos beantwortete er an diesem Morgen ihre Fragen. Daß der alte Örlsund in der Nacht hatte dahinmüssen, wußte man schon, es war ein großes und folgenschweres Ereignis für Norby, denn Knud war noch jung und die Örlsunds bekleideten nicht allein das höchste Amt im Ort, sondern ihr Einfluß und ihre Macht gingen weit über den Buchstaben hinaus, den das Gesetz vorschrieb oder zuließ. Es war eine Tradition von alters

her, an der niemand zu rütteln wagte, die Wohl und Wehe aller Gemeindemitglieder von der Gunst der Örlsunds abhängig machte. Wäre die Teilnahme des Pfarrers am Ergehen seiner Pfarrkinder größer gewesen, so hätte er längst den zähen Widerstand gespürt, der vom Lotsenhaus her seinen Vorgängern ihre Pflicht und ihr Recht beengt hatte. Aber er ließ den Dingen ihren Lauf. Ihm war an seiner eigenen Ruhe gelegen und sein Ehrgeiz blieb den Interessen Norbys fern.

Auch hieran dachte er in dieser Morgenstunde, in der er ermüdet dem langsamen Gang des Sonnenlichts folgte. Hier saß er nun, fern der großen Welt, die er geliebt und die ihn oft verführt hatte, einzig willens, seiner Geistesarbeit und dem Wert seiner Gedanken zu leben. Sollte nicht Großes von ihm kommen, etwas, das neu, mit nie geahntem Glanz aus seiner heimlichen Welt hervorbrach und die vergrauten und schläfrigen Gemüter seiner Mitmenschen durchglühte? Daß der laue Geist der Mittelmäßigkeit und der Begnügsamkeit im Feuer seines hohen

Anspruchs verdarb, daß die Gestalt des göttlichen Menschen von Nazareth, des einsamen Streiters und des leidenschaftsvollen Überwinders in ganz neuem Licht aus den Nebeln der ermatteten Zeit tauchte: neu, auf seine alte vergessene Art, im strahlenden Flammenring der ewig jungen Natur, befreit von den Schlacken beschränkten Eigennutzes, die die Kirche im Lauf der Jahrhunderte auf seinem großen Lebenswerk zurückgelassen hatte. Und im Licht seiner recht erfaßten Worte wurde das Wesen des Menschen und das Wesen Gottes eins, der Wille des Lebendigen und der Wille Gottes deckten einander in unerhörtem Triumph gläubiger Unschuld...

Eine leidenschaftliche Traurigkeit voll weher Ahnungen befiel ihn plötzlich so ungestüm, daß er das Gesicht in die Hände schlug und das mutlose Haupt auf den Tisch niedersinken ließ. —

Irgendwo war eine Wohltat in der Welt, ein helles Glück, er hatte es eben schon in der Bedrängnis seiner Gedanken gefühlt, und nun wußte er plötzlich, was es war: ein Vogel

sang unter seinem Fenster im Garten. — Er richtete sich auf und lauschte beglückt, er gab sich dem Klang der lieblichen Laute hin, als habe er nichts erwartet als diese Freude, als sei sie ihm nun und immer genug.

Da wurde es draußen im Sonnenschein still, und beinahe beschämt kehrte er zum dunklen Ernst seiner Gedanken zurück.

„So wenig bist du wert", schalt er sein leicht verführtes Herz.

„Oder so viel", klang es draußen wieder, wie eine Antwort.

* * *

Der einförmige Tag floß voller Unruhe dahin. Ist nicht alles dies wie ein Märchen, dachte er. Immer noch zitterte seine Seele nach in der Erinnerung an die rastlosen Jahre, die er vor seiner Norbyer Zeit erlebt hatte. Er empfand sich oft als in eine völlig andre Welt versetzt und fühlte doch, daß sein Leben hier wie dort im Wichtigsten dasselbe blieb. Denn die Lebensumstände verändern das Herz nicht, das überall wieder die eigene

Welt zu bauen sucht, erfreuter oder trauriger, aber niemals auf neue Art.

Aber nun glaubte er zuweilen zu träumen und sah die Dinge und sich wie im Licht jener tieferen, beinahe symbolischen Wirklichkeit, die Träume haben können. Das Unwesentliche ward belangloser als je, das Bedeutsame forderte alle Rechte in gebieterischem Nachdruck. Oft dachte er: Es ist das Meer. Es läßt nichts Geringfügiges zu, Armselige fliehen es. Gegen diesen lichten Horizont standen großzügig und in schwermütigen Farben die Gestalten seiner Erlebnisse. Dann wieder war ihm, als sei das Begebnis der letzten Nacht die erste wahrhaftige Erfahrung seines Lebens.

Nun lag alles andere fern und klein, wie in den wechselnden Verirrungen einer spielerischen Vergangenheit, als habe er, ein Dahinstürzender, in jäher Einkehr seinen Lauf in ein bedachtvolles Schreiten verwandelt. — Er dachte immer an Naemi und verfolgte mit grüblerischem Haß alles, was ihr Bild in den Alltag zu zerren suchte. Er hielt

sich von allem fern, was ihn in sein früheres Leben zurückversetzte, ließ seine Arbeit achtlos liegen und vernachlässigte mit spöttischer Traurigkeit über sich selbst seine notwendigste Tagespflicht. Nichts sollte ihm den heiligen Ernst seines Hoffens stören und die einfältige Hingabe an seinen glühenden Traum. — Es kamen den Tag hindurch Menschen und gingen; er ließ geschehen, was geschehen wollte. Er fühlte, daß er vor einem neuen Beginn seines Daseins stand, dem kein anderer Anfang zu vergleichen war. Mein Glück kommt mir entgegen, empfand er, und dann war ihm, als hieße das: mein Kampf beginnt. Zum erstenmal wußte er, so deutlich wie er sein Leben wußte, daß über Naemis Wesen hin sein Weg in das Heimatland der Seele führte.

Es war Abend geworden ... Nun, wenn er sich vorstellte, daß er Naemi begegnen könnte, erzitterte er aus Sorge, er würde sie enttäuschen. Nie könnte für sie wiederkehren, was er ihr in jener seltsamen Nachtstunde hatte bedeuten können. Dann wieder

erwachte sein frühstes Selbstvertrauen stürmisch und von aller Liebesgewalt verklärt, die sein erspartes Wesen in nie erfüllten Hoffnungen barg. Nun war es Furcht vor den Mächten im eigenen Blut. Er ahnte die tödliche Gewalt der Hingabe, derer er fähig sein würde, alles was sein Ehrgeiz je als sein bleibendes Lebenswerk geschaut hatte, versank ihm in heißen Wirbeln einer sinnlos beglückenden Opferwilligkeit.

Habe ich nicht die Kraft, glücklich sein zu können, sann er bestürzt. Ist meine Jugend und mit ihr jene Unbedachtheit dahin, die allein der Urquell aller unschuldigen Freude ist? Aber traurig ward er sich der Unabhängigkeit dieser Kraft von aller zeitlichen Jugend bewußt. Wer mit solcher Unbedachtheit begnadet ist, der ist es von der Kindheit bis zum Tode. Ich bin schuldig, dachte er, Gott nur weiß es, wie sehr. Er, der ewige Wille zum Vollkommenen, kann mich allein heilen.

Fünftes Kapitel

Als er am späten Abend ruhelos durch die Dünen irrte und endlich den Birkenpfad einschlug, der durch den Moorgrund nach Norby zurückführte, sah er Naemi mitten auf dem Weg stehn, dort, wo er ihr zum erstenmal begegnet war.

„O, weckt mich nicht, weckt mich nicht auf!" stammelte er mit totenblassen Lippen vor sich hin, irgendeiner grauen, harten Gewalt entgegen, die er fürchtete, solange er denken konnte, die es gab, seit sein Herz das Leben erlitt, die ihn so lange schon erniedrigte, als sein Verlangen brannte. — Kann je eine Erfüllung herrlicher werden als mein Traum? Sie wurde tausendmal herrlicher als alle Träume, seine erste Erfüllung der irdischen Liebe. Im Licht eines betörend blassen Hellbraun kam seine Seligkeit zu ihm. Von leuch-

tenden Gliedern stieg der Geruch des Meeres, im Aufstieg einer unaussprechlich keuschen Musik. Weich und schwer atmete es in seinen Armen, wie die tiefe Frische der See, wie ihre Unschuld und ihre unbändige Freiheit. Es überkam ihn wie der Sturm im Frühling, der salzig und weh über die Klippen von Norby ins Land eilte.

Als ihm von Naemis klaren Lippen ohne Wehmut und Trotz sein Name entgegenscholl, der Name, den seine Mutter ihm gegeben hatte, der Name, der im Klang sein Wesen barg, sein Vertrautes und das Heimatland seiner Seele, brach ihm ein heißer Strom aus den Augen. Er kniete nieder in der hellen Nacht und weinte in seine gesegneten Hände, die diese Herrlichkeit gehalten hatten. O, sie nannte seinen Namen, als hätte die Natur ihn unerlöst von Ewigkeit her geborgen, es war ein froher Ruf, alle Zuversicht des Lebendigen lachte in dieser zärtlichen Stimme voll heiterer Härte.

Er schlief in der Heide des Moorgrunds an ihrem Herzen ein, im windigen Mond-

schatten der Birken und im Schatten ihres hellen Haars, auf dem der Mond lag. Seinen Schlaf durchklang die Wohltat ihrer Stimme, ein heißes Flüstern, das wie das Flüstern der Pflanzen war und wie die Laute des rinnenden Wassers am Weg. Er verstand alle ihre Worte wieder, aber sie waren unvergängliche Wohltaten geworden, von Gottes Gunst gewollt.

„Laß mich nie allein, Arne, ich kann nicht mehr leben, wenn du nicht bei mir bist.“

Wie glühendes Gold zog mit dieser kindlichen Bitte das Glück in sein einsames Blut, und niemand antwortete: „Sie wird dich verlassen.“

„Hast du schon ein Mädchen liebgehabt, Arne, bevor ich zu dir kam?“

Und er antwortete, zitternd vor Glück über alle Not seiner durchsehnten Jugend:

„Nie. Nie!“

„Wohin ich schaue, auch wenn ich mich weit zurückwende bis in meine ferne Kindheit, immer seh’ ich dich“, sagte sie. „Nun bin ich am Ziel angelangt. Meine Welt geht nicht weiter. Sei mir gut.“

„Ich will mich selbst geben, alles, was ich habe, ohne Rückhalt, auch das Letzte," antwortete er, „ich will an nichts mehr denken als an dich, ich werde keinen Funken meiner Kraft vergeuden, der dem Feuer meiner Liebe zugute kommen könnte."

Da sah er einen hohen dunklen Schatten über sich und Naemi gebeugt. Er löste sich von den Baumstämmen und wuchs höher empor als sie. Er wußte, daß es der Tod war, und lächelte. Aber der Tod blickte ihn fest und eindringlich an, so daß sein Lächeln erstarrte und ängstlich verging, bis seine Züge ernst geworden waren, wie die Züge über ihm.

„Nun?" fragte es aus der dunklen Höhe, als sei er vor eine große Entscheidung gestellt.

Er wollte auf Naemi weisen, als auf eine siegreiche Antwort, aber sie war fort.

Er fuhr wild empor und rief ihren Namen.

„Du hast geschlafen," sagte sie und lächelte, „es ist kühl, wir müssen gehen ..."

Wie besorgt der Klang ihrer Stimme sein konnte, aber er versetzte ihn schmerzhaft in die Wirklichkeit zurück.

„Bleib!“ rief er zitternd, als er sah, daß sie sich aufrichtete. „Bleib! Ich habe so lange nicht mehr geschlafen, bedenke, es sind nun zwei Nächte, daher schlief ich ein.“ Die Wahrhaftigkeit dessen, was ihm geschehen war, überwältigte ihn.

Sie gab ihm die Gewißheit seines Glücks zurück. Es wurde hell, als sie sich trennten.

„Du weinst — o du weinst!“ rief sie beim Abschied. Ihre hellen Augen nahmen ihn auf, wie es das Licht des heraufdämmernden Tages tat, als habe die Seele, die diesen Augen gebot, am eignen Licht genug, als müßte sie bei allem Geben doch immer für sich bleiben. Ein seltsames Gemisch von Erstaunen und Glück und froher Gier antwortete seinen bitteren Tränen, gegen die er zornig ankämpfte.

Irgend etwas Wildes, wie jähe Feindschaft, brach aus ihm hervor und stürmte gegen ihre Kraft. Er ermannte sich hart. „Geh nun“, wollte er sagen, da sah er ihren Mund und bat:

„Komm bald.“

In ihren Augen leuchtete die siegreiche Freude fort. Sie lächelte, nickte ihm schweigend zu und eilte fort über die Düne, ohne sich umzuschauen.

* * *

Es schien, als sei alles für diesen Tag zum Friedhof hinaufgetragen, was Norbys Hügel und das Land an Blumen trugen. Wogende lila Wolken des letzten Flieders atmeten ihren kühlen Taugeruch weithin über die Gräber, Jasmin leuchtete, goldene Sterne mit weißem Schein, Heckenrosen vom Rain der Kornfelder, schon betäubt von der Sonne, und die ersten Gartenrosen. Es war ein gewaltiger blühender Hügel vor dem offenen Grab und auf dem Sarg des alten Lotsen Örlsund.

Arne sah von der Höhe des Friedhofs aus zur Linken in braungrüner Weite das Land und zur Rechten das blaue Meer. Darüber breitete sich endlos und ruhig der Himmel aus. Ihm war, als stünde er zwischen beiden, in einer Woge von Blühen, ganz allein, im ersten Frühling seines Lebens. Aber um ihn

scharten sich die Norbyer in lückenloser Gemeinschaft, im Staat ihrer besten Gewänder, die Männer in altmodischen Fräcken und farbigen gestickten Westen und die Frauen und Mädchen unter der gelben Last ihres kostbaren Bernsteinschmucks. Die Attanger Fischer und Lotsengesellen waren da, und die Burschen des Ortes, nach Stand und Handwerk gesondert, standen in engen Gruppen, die trotzigen Blondköpfe andächtig geneigt, die groben Hände gefaltet.

Vor ihnen, hoch gegen den leeren Himmel, schwarz und schlank im schlichten Talar, stand Arne, der neue Pfarrer von Norby, dessen Worten sie heute zum erstenmal geeint und in Andacht lauschten. Aber in seinen Worten pries er Gottes Allmacht nicht so, wie sie es zu hören gewohnt waren, noch tröstete er die Trauernden. Er sprach auch nicht von den Tugenden, von der Lebensarbeit und den guten Werken des Dahingeschiedenen, sondern er sprach von der Herrlichkeit, da zu sein mitten in der strahlenden Fülle des Lebens.

Er hatte noch niemals so gesprochen. Seine Worte schienen stärker als er zu sein, denn sein Gesicht war sehr bleich, seine schwache Brust atmete schwer, und in seinen Augen brannte ein unmäßiges Feuer, brannten Seligkeit und Furcht und der heilige Übereifer der stetig Zweifelnden, die im Dienst der Wahrheit glühn.

Sprach er nicht auch so:

„... denn die Wahrheit und die erkennbare zeitliche Wirklichkeit haben nur selten etwas miteinander gemein. Wer will sagen, was die Wahrheit ist!? Und wie gewiß ist, daß auch der Geringste sie empfinden kann, wenn sein Herz in ihr Licht befangen ist ..."

Sie verstanden ihn nicht mehr. Aber sie waren tief ergriffen, weil sie seine Ergriffenheit sahen.

„... ach, die in der Welt rasch als glücklich gepriesen werden, sind die, welche leichten Herzens schuldig werden können. Aber nur die Bösen beneiden sie. Wahrhaft sich freuen können einzig die Unschuldigen, wie auch einzig sie es sind, die in Wahrheit zu leiden verstehen."

Dicht am Grabrand, neben den Blumen, standen Naemi und Knud Örlsund. Knud stand aufrecht, die Stirn zurück, und schaute dem Pfarrer unverwandt ins Gesicht. Er sah prächtig und stolz aus, wie er so dastand, wie seine mächtige Gestalt die der andern überragte und um ihn die Würde des jungen Erben war, der nun die Rechte des Toten in seine Hand nehmen sollte. Naemi sah beinahe klein aus neben ihm, aber ihrer selbst bewußter, feiner und klug. Sah man von ihr zurück zum jungen Örlsund auf, so erschien er plötzlich wie ein großer, trotziger Knabe.

Als die Blicke des Pfarrers einen raschen Augenblick lang die beiden streiften, sah er, daß Naemi leicht und wie in nachdenklicher Sorge ihre Schulter an den Arm des Pflegebruders lehnte. Er atmete tief auf, brach seine Rede ab und schloß sie mit den traurigen Worten:

„Gib ihm seine Ruhe in der Erde, Gott, die durch deine Liebe blüht. Durch deine Liebe, die uns in vielerlei Gestalt begegnet, nach unserm Wert. — Wer die Liebe wahrhaft

erlitten hat, der hat Gottes Willen zur Ewigkeit des Lebendigen erlitten, der ist geheilt. Er wird leben, wenn er auch stürbe."

Er suchte Naemis Augen, sie sah vor sich nieder, aber sie stand nun frei da und lehnte sich nicht mehr an Knud. Sein Blick, der von ihr kam, begegnete flüchtig den Augen des jungen Örlsund. Das war beinahe Mitleid, was er da las, Erstaunen und ein ganz feines Lächeln jener Befangenheit, die der Starke haben kann, der mit seiner Kraft nicht verletzen möchte. — Da begann Arne langsam das Vaterunser und alle sprachen mit. Die vielen Stimmen füllten die Luft, dumpf, ein bedrücktes Flehn. Nach dem Amen stieg hell und traurig ein Lied aus Kinderstimmen auf, der warme Wind vom Meer trug es über die Gräber hin in das gesegnete Land.

* * *

Sie kam aus den rieselnden Büschen, mit nackten Füßen über den feuchten Rasen wie ein Wunder der Nacht, den Geruch des Gartens in den hellen Haaren, das Licht des Himmels

im Auge und den warmen Tau auf ihren Lippen, als kehrte die Natur und ihre ganze Liebe bei ihm ein.

Nicht ich bin es, der dies durchlebt, dachte er oft, und zuweilen war es ihm Glück genug, daß solche Herrlichkeit auf der Erde möglich war, und es schien ihm dann fast ohne Belang, daß dies alles ihm geschah. Er gab sich anfangs seinem Glück besinnungslos hin, wie Kinder sich einer Freude hingeben, ohne an die drohende Nacht zu denken oder an den kommenden Tag. Er nahm kein Glück aus ihrer Hand, das er nicht verschwenderisch mit seinem Blut vergalt. Er beachtete kaum noch, was um ihn her geschah oder unterblieb, wie ein Vogel, den der Sturm über das Meer treibt, der in wildem seligen Gleiten die Ufer nicht schwinden und den Tag nicht sinken sieht.

Da kam die erste Nacht, in der Naemi ausblieb, und er erwachte in der Welt seiner zerrissenen Gedanken. Es drängte ihn bleiern, durch schmerzende Müdigkeit wie zu einer Umkehr. Mit traurigem Lächeln sah er auf seinem Schreibtisch die Blätter seiner müh-

seligen Arbeit liegen, unter welkenden Blumen und einem farbigen Tuch, das Naemi vergessen hatte. Er räumte den bunten Tand liebevoll zur Seite, neigte das bleiche Gesicht über die flimmernden Zeilen, bis er die Augen schloß und Naemi vor sich sah. Wie sie kniete und lag, wie sie die Arme ausbreitete und wie sie ihn umfing, ihr Lächeln und den blassen Sturm ihrer jungen Glieder.

Ein feines hartes Stechen in der Brust ließ ihn auffahren. Er preßte die Hand aufs Herz, lächelte mühsam sein schwerfälliges Lächeln und atmete tief die Nachtluft ein, die durch das geöffnete Fenster drang. Klangen die Büsche nicht? Es war der Wind. Im Obstgarten schrie eine Eule, es war alles in tiefe Finsternis gehüllt. Kleine Nachtschmetterlinge stießen sich die bebenden Flügel am Glas seiner Lampe wund, und vom Flur herüber scholl langsam, ganz langsam, der eintönige Zeitenschritt der Wanduhr.

Wenn er die Augen schloß und die Stirn zurücklegte, hörte er Naemis Stimme, als spräche sie neben ihm. — Wie selten sie sprach.

Immer nur kurze Worte, und immer trafen sie mitten ins Herz. O, über ihr holdseliges furchtbares Schweigen, es entbot mehr als alles an ihr seine maßlose Hingabe. Es war wie eine süße verlangende Anklage, die erkannt sein wollte, ein wehes Begehren, für dessen Stillung er sein Bestes gering achtete.

Wenn er über sie und seine Liebe nachdachte, verwirrten sich seine Sinne zu ohnmächtiger Qual. Es erschien ihm, wie es ihm einst als Knabe gewesen war, wenn er glaubte die Sonne erkennen zu können, indem er hineinschaute. Wenn alles dahin ist und vorüber, dachte er, werde ich wissen, wieviel es gewesen ist. Aber dieser Gedanke war ihm gleichbedeutend mit dem des Todes, nichts versöhnte sein schauriges Drohen, hinter ihm gähnte die ewige Leere.

Und doch war ihm, als dankte er seiner Glut und allem Wirrsal seiner aufgewühlten Sinne und Gedanken einen heimlichen neuen Glanz im Reich seiner Erkenntnis. Er fühlte sich sinken, und die Welt erschien ihm verworren und finster, aber der Himmel ward

heller. Mein vergossenes Blut leuchtet, dachte er zitternd, aber Ungeduld und Schwäche, in die sich ein fernes Graun vor dem Tode mischte, machten ihn mutlos. Wo war das helle Glück seiner Gedanken über die umfassende Kraft einer ewigen Liebe, die Gott war? Er ballte die Faust um das dürftige Päcklein beschriebener Blätter, die einst seine Welt gewesen waren.

„Ich werde es nicht sein, der diese Arbeit vollbringt", sagte er mit bebenden Händen. „Die Besten erlitten das Leben, genossen es im Schauen und Glauben und gaben es Gott zurück. Niemand wird dies Werk vollbringen, wie meine Sehnsucht es gesehen hat, denn es ist niemand zu Gott zu führen, zum Genugsein, zur Vollkommenheit, der nicht Gott im eigenen Blut trägt. Und wie sollte ein solcher der Führung eines Menschen bedürfen? Bedurfte ihrer der Gang der Wolken, die Stätte des Meeres, der Jubel der Bedachtlosen oder das Niedersinken der Sterbenden? Nein," schluchzte er wild, „unsere Erkenntnis ist ohnmächtiges Stückwerk." — Er stockte.

Seine Seele horchte, wie auf ein fernes singendes Licht: Galt es nicht Trost zu schaffen, Trost für die unabsehbare Schar derer, die in der Finsternis der Erde trauerten?! — Nun ich wahrhaft leide, erfahre ich, was es gilt.

Er vergrub sein Gesicht in den Händen. „Trösten kann nur Gott, die stetig schaffende Liebe und die göttlichen unter den Menschen, die Schönheit erschaffen, die besteht. Ihnen mag auch die arme Erkenntnis dienen, aber die höhere Kraft des Gestaltens muß ihr Sinn sein. Alles andere ist Torheit."

* *
*

Wieder war es tiefe Nacht, sie waren niemals beieinander, wenn die Sonne schien. Naemi fand Arne traurig und so blaß, daß sie erschrak. Aber sie sagte darüber nichts, ihre Liebe nahm ihn inniger auf, je mehr sie fühlte, daß er an einem unbekannten Kummer litt, den sie nicht teilen sollte. Sie ahnte in ihrem sicheren Bewußtsein, geliebt zu werden, daß dieses Leid, das ihn bedrückte,

nicht von ihr kam und nicht von ihr gelindert werden konnte, und daß erst die Zeit es mit sich bringen mußte, ob er sich ihr vertrauen könnte. Oft war ihr, als liebte sie ihn um seines Schmerzes willen um so heißer, als läge darin für sie eine Gewähr ihres Glücks, wie so leicht eine junge Liebe ihre Zuversicht eher aus den Zeichen des Leids als aus denen der Freude liest.

Einmal fragte sie ihn lächelnd und in der Hoffnung ihn zu zerstreuen:

„Wie bist du nur ein Pfarrer geworden? Du bist nicht für dieses Amt geschaffen."

„Ach," antwortete er, „damals mußte ich. Auch ließ ich mich auf diesem sicheren Weg treiben, er bot mir Gewähr, daß ich mich ruhig zu mir selber fand. Es ist wohl ein Irrtum gewesen ..."

Er ließ den leichten Ton sinken, nahm Naemis Hand und sagte ernst, mit verändertem Ausdruck:

„Es mag ein Hohn auf den Gott der vielen Menschen sein, daß ein Mann mit einem Herzen, wie ich es habe, der Kirche dient.

Und doch ..." Er stockte und ließ seinen Gedanken fallen. „Wie soll ich zu dir sprechen, Naemi?! Werden meine Gedanken dich erreichen und fühlt deine Liebe nicht doch mehr, als sie dir sagen können? O, denke nicht, ich sei unglücklich, weil ich dir traurig erscheine. Ich bin beglückter durch dich, als je ein andrer Mensch es werden kann, und ich bin doch trauriger als alle Menschen, die ich kenne. O nimm mich an, so wie ich bin! Nimm auch meine heiße Angst, die ich habe, wenn ich erkenne, wie töricht ich bin, daß ich meine Seele so ganz vor dir entkleide. Sie muß so schwach und so stark vor dich hintreten, wie sie ist, wenn ich auch wohl weiß, daß deine Sinne Kraft und Schwäche mit anderen Namen nennen, als mein Herz sie glaubt. Sieh, es ist nicht mein Lebensglück, geliebt zu werden, wie es die Freude derer sein mag, die unter den Menschen als stark gelten, sondern meine Seligkeit ist es, zu lieben. Es ist meine Reinheit und mein himmlischer Hort, die Wiedergeburt meiner irdischen Armut zur göttlichen Gewißheit und mein

einsames Recht an die Natur. — O nimm mich an, wie ich bin, Naemi! Ach, im tiefen Genugsein meiner Hingabe habe ich den Geschmack des Todes auf den Lippen; meine Worte, die ihn überwinden, rufen ihn zugleich. Denn ich habe nichts, was deine herrlichen Hoffnungen erfüllt, und was mein Frieden sein könnte, würde deine Angst werden. Denn ich, der alles fordert, fordere zu wenig von dir, das wird dein blindes Menschentum meiner Sehnsucht niemals verzeihen."

Er schwieg, und sein Gesicht war übermüde und voll tiefer Trauer. Er sah Naemi nicht an, sondern weit hinaus über die dunkle Erde, auf der er ein Mensch war, aber Naemi schaute ihn groß und mit zitterndem Herzen an. Es war, als wagte sie es nicht, nun seinen Mund zu küssen, und doch drängte ihr Blut sie törichter und verlorener als je in seine Nähe.

Und so nahm sie sein Gesicht in ihre Hände und strich über seine Stirn, als wollte sie den Schmerz darauf glätten.

„Was bist du für ein Mensch, Arne! Ich hab' dich schon gesucht, wenn ich als Kind allein

war, wenn ich unter den Menschen litt, die anders als ich waren. Ihre Güte hat mich trotzig gemacht und ihr Liebeseifer war mir eine Schmach. Ich bin an ihnen vorübergegangen wie an einem Abgrund, und je länger ich dahinschritt, um so gewisser fühlte ich, daß ich einst doch hinabsinken würde. Dann hab' ich nach dir gerufen. — Halt mich. Ach halt mich, du!"

Er nahm ihre Hände und deckte mit ihnen sein Gesicht zu.

Sie löste sich heftig und suchte seine Augen.

„Sag' ja, Arne . . . bitte!"

„Mit meinen ganzen Kräften möchte ich", antwortete er.

Verlangend und weh suchten ihre Blicke in seinen Zügen.

„Arne, seit ich dich kenne, ist alles anders geworden. Ich habe es gefühlt, als ich dir zum erstenmal begegnete, und gewußt, als ich dich wiedersah, damals, als mein Vater starb. Niemand ist wie du! Mir ist, als könntest du nur die Seele schauen, und ihre Wege sind deine Wege. Alles was unter uns Menschen

im Alltag groß und wichtig erscheint, sinkt nieder, wenn ich deine Augen über meinem Wangen ruhen fühle. Deine Worte finden mein Herz, als ob du es in deinen Händen hieltest und über seiner Freude wachtest. Du hast mich rein und gut gemacht. Es ist so, als ob du alles genommen hättest, was sonst meine Zuversicht und mein Halt unter anderen war. Ich kann nicht mehr ohne dich sein, und wenn du mich allein läßt, so hab' ich mein Leben nicht mehr lieb."

Da stieß er heiß hervor:

„Lehrst du mich, wer ich sein sollte!? Sprich nicht! Sprich nicht! Mein ganzes Verlangen wird unter deinen Worten zur Wahrheit, meine Hoffnung findet in deinem Glauben Erfüllung. Du beseligst mich und marterst mich zugleich. Naemi, das war mein Traum, daß ich einst der Menschheit bedeuten sollte, was ich dir geworden bin, und nun bist du gekommen und hast alles in deine Hände genommen. Versteh mich! O versteh mich! Sie dürfen nicht glücklich werden, die andere beglücken sollen, sie dürfen sich nicht

an eine einzige Liebe ganz verlieren können. Daß ich es kann, ist mein Tod!"

Bestürzt und tief ergriffen starrte sie ihn verständnislos an.

„Du bist doch jung, Arne", sagte sie hilflos, als suchte sie ihm die Zukunft als seine Rettung zu weisen, aber sie bereute ihre Worte plötzlich, als sie sein Gesicht sah, und in ihrem Erschrecken und in ihrer jähen Trauer las er die Antwort, die er ihr schuldig war:

„Ich war es nie. Die schöpferische Jugend des Bluts und der Seele fehlt mir, die in sieghafter Unbedachtheit jauchzend ihre stete Wiederkehr aus aller Hingabe feiert, der alle zeitlichen Verluste ewiger Gewinn bedeuten, die trösten kann." —

Sechstes Kapitel

Es waren Wochen vergangen. —

Das Haupt weit zurück, die Augen groß und leer geöffnet, lag Arne auf seinem Lager und starrte in das nächtliche Licht seines Zimmers. An seiner Brust, das blonde Haar über seinem Arm, der sie müde hielt, schlief Naemi. Er hörte das matte Pochen seines Herzens und ihre tiefen Atemzüge, die ihm so leise schienen wie der Gang des Sternlichts am Fenster.

Keiner seiner Gedanken nahm mehr Gestalt an. Es war einzig der Bann einer bleichen Traurigkeit, der ihn wach hielt. Schon seit langer Zeit schlief er kaum noch, solange Naemi an seiner Seite ruhte. Langsam, langsam strichen die Stunden der Nächte ihm dahin, in stetem Schwanken zwischen glückberauschter Wehmut, brennender Gier und

ohnmächtigem Zorn. Oft krampften seine Glieder sich wild und seine Fäuste ballten sich vor Grimm, er hätte sie um den feinen braunen Hals des Mädchens schließen mögen, durch das sein erstes Glück zu seinem raschen Untergang wurde. Dann stürmten seine Gedanken mit ihm durch die nächtliche Heide, über die Dünen empor, am Meer dahin. Immer wieder.

Er fühlte in der fruchtbaren Kühle der schlafenden Erde seine Kräfte neu gesunden, er glaubte seine Aufgaben zu erkennen, die unerkannt in ihm schliefen, er rang mit Gott um seine Mannesrechte, um seinen Anteil an Menschenwerk und Menschenvollbringen, aber stets ging sein Anspruch weit über sein Vermögen hinaus. Und wieder und wieder ward alle Heimkehr seiner herrschsüchtigen Seele über das holdselige Bleich des Mädchenleibes in seinen Armen dahingerissen in den tiefen Strom seines Bluts.

Hätte er nur einmal zu ihr darüber sprechen können, aber sein Mund blieb stumm, wie nun der ihre im Schlaf es war. Aber wie

hätte sie ihm auch Rettung bringen können? Und welche Gewißheit gab ihm ein Recht, die Seligkeit ihres und seines Glücks aufs neue zu stören? Welcher Aufgabe war er sich bewußt, die ihn forderte? Keiner. Und er fühlte, daß er niemals seine Liebe und seine Arbeit würde vereinen können. Wohl glitten die Flügel seiner Hoffnung einen lichten Augenblick lang über ein ruhiges Bild frohen Daseins. Er sah sich an Naemis Seite ein schlichtes Leben voll ernster Arbeit und beruhigten Glücks führen, er sah sich geachtet im Amt, Naemi als sein Weib um ihn. Das Haus war fest und wohlgefügt, der Garten blühte, sein Werk gedieh. — In einem Taumel von Hohn gegen sich selbst versank das schöne Bild. Nie würde er lernen, sich zu begnügen, nie würde er von jeglichem ein wenig genießen und auf das Größte verzichten lernen.

„Das ist für euch“, sagte er mit harten Lippen und sah die Menschen, die er kannte, an sich vorüberziehen. „Nicht für mich. Denn meine Wünsche sind Gier, mein Suchen ist Krampf, mein Ehrgeiz ist Feuer, mein Blut

ein rasender Sturzquell. Aber einst wird alles Überlebendige in mir gewaltig Gestalt finden, eine Gestalt, in deren Zügen Gottes ewiges Wesen leuchtet."

Und er hastete atemlos nach der Gewißheit jener Kraft, die das tobende Flammenmeer seiner Sinne und Gedanken zu einem Ring schloß, der schöpferische Kraft darstellte.

„Ich suche dich, Gott", sagte er laut, in den totenstillen dämmerigen Raum hinein.

Unverändert schauten die Sterne durch die Scheiben. Es stürmte laut in dieser Nacht. Ihm war, als sauste die große Erde blindlings durchs All, als gäbe es auf ihr nur ihn und die Schlafende an seinem Herzen.

Er hob die leichte Decke vorsichtig und schaute auf Naemis ruhenden Körper nieder. „Das ist mir Gottes Angesicht", sagte er leise, in hellsichtiger Torheit.

Draußen erhob sich der Sturm lauter, man hörte das Meer bis zu der fernen Höhe empor, auf der das Pfarrhaus stand. Überwacht und aufgewühlt durch die Stimmen der empörten Natur, erhob er sich und trat

ans Fenster. Er erschrak über den Aufruhr der Bäume. Die See schimmerte im Sternenlicht von dahinrasenden weißen Bergen. Das hartherzige Lichtauge des Leuchtturms vom Torrefelsen wanderte unberührt vom Leben des Meers den wogenden Horizont ab.

Da, mitten in seine traumhafte Versunkenheit hinein, heulte es wild, metallisch und hohl durch die Nacht zu ihm empor. Das Signalhorn der Lotsenstation. Und nun wieder und wieder. Aufrührerisch und gewalttätig stießen die dumpfen Rufe sich über Land. Es war ein Schiff in Seenot.

Ehe sein törichtes Graun verflog, hörte er, wie Naemi sich aufrichtete.

„Mach Licht", sagte sie klar und wach, beinahe froh. „Hörst du nicht das Horn? Ich will hinab. O der Sturm, der Sturm, hörst du? Sie müssen hinaus, Knud und die Andern."

Sie besann sich.

„Gib mir meine Kleider", sagte sie, und als ob sie einlenken müßte: „Du gehst doch mit?"

Er lehnte gegen das Fensterkreuz und schaute sie an. Ihre frohe Hast machte ihn bestürzt. Sein bleiches Haupt sah übermüde aus, und der unsichere Umriß glomm im fahlen Glanz der blauen Nacht in schmerzvoller Neigung. Die Schatten seines dunklen vollen Haars sanken in die schmalen Wangen ein. Es war ihr plötzlich in einer jähen Aufwallung von ergebener Zärtlichkeit, als sei alles Große, was je ihr Herz bewegen könnte, was je geschah in der Welt, einzig um seinetwillen da. Der Sturm eilte und sang für ihn, das Meer klang, um ihn zu loben, die hastige Seele des Horns erhob ihr Heulen, weil er war, lebte und litt. Und sie selber war nur für ihn da, wie alles, mit dem sie sich eins wußte. Ja, sie fühlte, daß er litt. Nun erst kam ihr zum Bewußtsein, daß er gewacht und nicht geschlafen hatte wie sie. Da sprang sie vom Lager, kniete vor ihm nieder, preßte ihr Kinn gegen seine Knie und sah mit großen Augen zu ihm auf.

„Warum bist du traurig? Willst du, daß ich bleibe? Ich tu alles, was du willst.“

Mit einem zitternden Schluchzen riß er sie empor, hob sie, warf sie gewalttätig weit über das offene Lager, daß ihr Haar wie eine blonde Flamme in die Nacht lohte, und stöhnte die Qual seiner zerrissenen Träume und die Gier seines Bluts in ihren Mund. Es stieg wie weißes Feuer aus der Brandung seines zerrütteten Leibes.

„Ich muß geben, alles geben, alles," bebte es ihm vom Mund, „den letzten Tropfen meines Bluts, das letzte Licht meiner Hoffnung. Ich bin dazu geboren, grenzenlos zu geben, und Gott hat mir nicht die Kraft verliehen, meine Gaben für die Ewigkeit zu gestalten. So will ich vor seinem Angesicht mein ungeweihtes Gut vergeuden. Nimm! Nimm! Mach gut, was Gott an mir verschuldet hat. Liebe mich! Grenzenlos, mehr als alle Frauen der Welt geliebt haben!"

Es war, als erstickte sein erstürzendes Blut seine Stimme. Sie hörte seine Zähne. Ihr Körper bäumte sich unter seinen Feuern. Einen Augenblick hatte sie in jäher Abwehr, von Graun und Todesangst bestürmt, die

Hände gegen ihn erhoben. Aber nun nahm ihr gepeitschter Leib den seinen an, wie eine dahinwogende Flut den Körper eines Ertrinkenden. Nun war sie stärker als er. Er stöhnte wild unter ihrer Umarmung, die so völlig von ihm Besitz ergriff, daß seine Sinne in tanzenden sengenden Funken flimmerten. Er empfand sie überall, kühl und feucht, nun heiß und weich und von Wohltat überströmend.

„Gott," hauchte er, „Gott, ich war wie du. Ich überwand dein ehernes Zögern."

Er sank neben ihr nieder, todesmatt. Sie kniete schweratmend vor ihm, ein flackerndes Entsetzen über sich selbst in den weit aufgerissenen Augen, deren Blicke wie voll tödlichen Hasses über seinen schauernden Körper glitten. Bleiche Lichter, wie aufgescheuchte Todesahnungen, huschten über seinen überschlanken Leib, der in einer Hingebung ohnegleichen weit zurückgeworfen im Dämmerlicht leuchtete

Und von draußen schwollen dumpf dazwischen die drängenden Stimmen der rasenden Luft herein, die die Baumkronen des Gartens durchwühlte. Und windzerrissen er-

hoben sich die heulenden Rufe des Horns vom Torrefelsen, die das Dorf weckten.

Naemi sprang auf.

„Ich will hinab, Geliebter. Laß mich. Ich war immer dort, wenn sie hinaus mußten. Knud wird mich suchen, denn er nimmt Abschied von mir, ehe er fährt."

Sie schien sich ihres Wunsches zu schämen. Ihre Worte trafen ihn kalt und hart. Er richtete sich mühsam auf, wie in letzter Kraft nach einem tödlichen Sturz. Wie konnte sie so rasch an andre Dinge denken, neuen Erlebnissen, neuen Pflichten gehorchen? O, sie war ganz anders als er.

„Draußen sterben sie auf der See", sagte Naemi. Es war einen Augenblick ganz still, als lauschte sie mit großen Augen hinaus.

Dann hörte er ihre Bewegungen, ihre harten Kleider raschelten. Nun vernahm er ihre Schritte in Schuhen, fest und deutlich.

Sie beugte sich über ihn.

„Versteh, daß ich geh ..." Sie suchte nach Worten. Da sprang er auf und griff nach seinen Kleidern.

„Ich begleite dich, warte."

„Wir dürfen nicht miteinander kommen."

„Doch. Sie werden glauben, du hättest mich gerufen."

Sie nickte und half ihm mit einer Ungeduld, unter der er sich allein und vergessen fühlte. So sprach er gequält den Gedanken weiter, den er begonnen hatte:

„Auch wird niemand Zeit haben, auf andere zu achten, und wenn dein Bruder dich vermißt hat, so ist es um so besser, du hast einen Vorwand."

Sie nickte, wie um ihn zu beschwichtigen, als empfände sie die Abwesenheit seines Geistes von seinen Worten.

„Darf ich Licht machen?" fragte sie.

„Dort stehn die Kerzen."

Sie entzündete eine, stellte sie vor den Spiegel dicht neben ihr Angesicht und begann mit versonnenem Ernst und redlicher Hingabe ihr schönes Haar zu ordnen. Lächelnd drehte sie sich um:

„Du mußt mir ein Kopftuch geben", sagte sie.

Er sah ihr ihm zugewandtes Gesicht mit den freien Augen vor sich und ihr abgewandtes Gesicht im Spiegel. Hart und heiter hier, weich und wehmütig verloren dort, hier wie dort im mattglühenden Kranz von üppigem Blond. Er starrte hinüber und schwieg. Plötzlich preßte er beide Hände gegen die Brust, mit beschwörender Gebärde und einem Glanz von überwältigend freier Wahrhaftigkeit im blassen Gesicht:

„Ich habe gelebt, auf dieser Erde gelebt!" rief er. „Ich weiß es, weil ich dich liebe! Ist das nicht viel, sag', ist es nicht grenzenlos viel?!"

„Doch", sagte sie, beinahe begütigend und dann besorgt: „Wie sehr blaß du bist."

Er lächelte, heimkehrend zu sich.

„Mein Angesicht rühmt dich", antwortete er verschwenderisch, bereit, sein Letztes hinzugeben. Und während er Worte suchte, die ihr wohl tun sollten, fühlte er sein Herz bald in schweren drohenden Stößen hämmern, bald völlig ermatten, so daß ihm die Schläfen kalt und feucht wurden und sein Atem stockte.

Ich sterbe bald, dachte er, tief beglückt und ohne Wehmut.

Naemi stand vor ihm, bereit, aufmunternd und blühend von Frische und Kraft. Ihre Augen glänzten.

„Darf ich dies nehmen?" fragte sie und hielt ein Tuch. „Ich muß es, sonst tötet mich der Sturm."

Er sah flüchtig hin. Es war der gestickte Einsatz einer alten Stola, dunkelfarben, von bedächtigem Altgold durchwirkt. Die Zinnen von Ancona, im bunten Feuer der südlichen Sonne, tauchten für einen Augenblick vor seinem Geist auf; das feierliche Licht des Doms — — die Orgel ...

„Nimm es!" rief er rasch, half ihr und hüllte ihr feuchtes Haar, verwirrt vom Eifer seiner Liebe, in die dunklen Falten, aus deren Wurf ihn heimlich, wie im Dämmerschein der hohen Kirchenfenster, der Orgelruhm des Gekreuzigten grüßte. —

Blau und licht nahm die bewegte Nacht sie auf. Sie eilten, weit vorgebeugt, gegen den Wind ankämpfend, zum Strand hinab.

Schwere, klappende Laufschritte holten sie ein, ein Fischer lief an ihnen vorüber, ohne sie zu beachten. Der breite Hut und die plumpe Teerjacke entstellten ihn seltsam für seine harte Pflicht. — Nun übersahen sie die Dünen und das Meer, der Wind stürzte ihnen kalt und hell, mit zornigem Pfeifen entgegen, das Dröhnen der Brandung übertönte alle anderen Laute. Dunkle Gestalten, plump und hastig, eilten am Strand hin und her, alles erschien verwirrt und ziellos, wie aufgescheucht durch das schaurige Heulen des Signalhorns. Gruppen von Frauen standen ein wenig beiseit, aneinandergedrängte Gestalten, bald hob sich ein irrender Arm, oder ein klangloser Ruf wie eine dumpfe Klage, und gelöste Kopftücher wiesen wie Wetterfahnen ins Land, steil und erregt.

„Dort! Dort!" schrie Naemi hell.

Er folgte ihrer fliegenden Hand. — Da hing es schwer und dunkel in den schwarzen fernen Klippen, die in wogender Finsternis bald groß und bald klein erschienen. Schaukelnd und gebannt zugleich, grauenhaft hilf-

los und schräg gestoßen, wie etwas Sterbendes in Todesqual. Ein letzter hoher Mast, der Segel und Rahen entkleidet, maß den fernen helleren Horizont wie ein großer Zeiger.

Nah vor sich am Ufer sah er die angstvollen hilfsbereiten Menschen. In ihr planloses Hin und Her zuckten Lichter und erloschen, zerrissene Rufe fanden hinauf bis zu ihnen. Nun das helle Jammern einer Frauenstimme, ein flehendes Betteln, als stritte ein verzweifeltes Herz um sein letztes Gut. Die Türen des Bootsschuppens schlugen knatternd gegen die Holzwände.

„Sie wollen die Männer nicht hinausfahren lassen", sagte Naemi mit fiebriger Stimme. „Ole Hansen ist erst seit drei Tagen verheiratet, das war Margret, die schrie, ich kenne sie an ihren geraden Schultern. O, sieh die Attanger an, sechs, acht . . . sie sind alle gekommen!"

Der Pfarrer preßte Naemi fest an sich.

„Großer Gott," sagte er mit kalten Lippen, „wie sollen die denen dort draußen Hilfe bringen?"

„O, es geht", sagte Naemi in seltsam erregter Zuversicht.

Da brach Licht aus der aufgerissenen Tür des Lotsenhauses, es kam einer rasch mit weiten festen Schritten die Düne hinab zum Bootshaus. Und nun klang es zu den Harrenden hinauf, mit einer Stimme, die es mit dem Sturm und der Brandung aufnahm. Das planlose, angstvolle Irren der Hastenden dort unten brach ab, die Gestalten schienen sich aufzurecken. Nun schlossen sie sich zusammen, nun flog das schwere Boot aus dem Schuppen, es wandte den hohen Bug der weißen Brandung klar entgegen, lange Ruder schnitten durch die Luft und reihten sich, Taue strafften sich. Die Gruppen der Frauen traten zurück, scheu und ergeben.

„Das ist Knud Orlsund", sagte Naemi mit dunkler Stimme.

Der Pfarrer betrachtete die mächtige Gestalt und empfand, was von ihr ausging. Er fühlte es mit einem heimlichen Grauen der Bewunderung, das von Zweifeln gegen die eigene Kraft bitter war. Und plötzlich sagte er beinah schroff:

„Er hat nichts als seine Kraft.“

Naemi wandte sich langsam um und sah zu ihm auf, unter der steilen Fahne ihres Kopftuchs glomm ihr heller Blick, der Sturm riß ihr die Worte von den Lippen, aber der Pfarrer verstand sie wohl:

„Was kann ein Mann mehr haben als Kraft?“

„So meine ich es nicht,“ antwortete er, rasch und im Tone eines Gesprächigen, „aber die Kraft eines Mannes liegt nicht einzig in seinen Gliedern.“

Naemis Augen blieben hell und fest, nur ihre Hand ereiferte sich kindlich. Sie wies hinaus, die Stirn zurück, den Blick in seinem:

„Wie sprichst du? Rudert er denn? Hast du nie seine Augen gesehen? Weißt du nicht, daß die Arme der andern wie Eisen werden, wenn seine Augen es wollen?“

Sie wandte sich ab und ließ den glühenden Blick von den wogenden Gebäuden des Meers wiegen. Aber ihn hätte auch der Sensenglanz des Todes nicht tiefer entsetzen können als ihre Worte. Sie sanken wie glühendes Eisen

auf die ermatteten Schwingen seiner Seele. Es faßte ihn ein Zorn, so heiß und wild, daß er am ganzen Körper bebte und die Schwäche seiner Glieder wie Schmerz empfand. „Es ist mit mir vorüber, es ist dahin", stöhnte es in ihm, aber dann raffte er sich jählings auf, wie um das Licht seiner einsamen Welt zu retten.

„Naemi," sagte er, „du hast vielleicht recht, aber bedenke doch, was gilt diese vor Geringem aufgebotene Kraft? Sie erlischt mit ihrem nichtigen Aufwand, vielleicht nimmt das Meer sie schon jetzt dahin, und in Zeit und Ewigkeit bleibt keine Spur von ihr zurück. Kraft haben heißt einzig das Zeitliche ins Ewige wandeln, Kraft haben heißt erkennen, Kraft haben heißt gestalten."

Naemi hatte sich ihm anfangs einen Augenblick erstaunt zugewandt, als ob sie fragen wollte: „Meinst du, daß Knud Örlsund ertrinken würde?" War es der Wind, der ihr die geliebte Stimme so seltsam fremd erscheinen ließ? Er sprach anklägerisch, und die Eindringlichkeit seiner Worte weckte ihr Miß-

trauen, bestürmte denn ein Ungeliebter ihre Gunst? Sah er denn nicht, was auf dem Meer vorging? Konnte sein Blut nicht toben und erstarren mit denen draußen, die das Meer hart an den Klippen vorüberwarf, die bald hinter schwarzen brüllenden Wänden verschwanden und dennoch wieder im leuchtenden Gischt emportauchten.

Ihre Schultern schüttelten ungeduldig seine Worte ab. Er schwieg. Sie verstand ihn nicht. Zugleich graute ihm davor, sie möchte ihn fragen, ob er denn jene Kraft besäße, die er pries. Ich kann das Licht meiner einsamen Welt nicht retten, wußte er. Nicht vor ihr und auch nicht mehr vor den Menschen. Mein Begehren hat es längst vergeudet, mein ungestümes Blut hat sich daran entflammt und hat es vergiftet und verzehrt. Und knirschend wiederholte er seine eigenen Worte: „Kraft haben heißt erkennen, Kraft haben heißt gestalten."

Seine Knie zitterten. Mit vorsichtigen Schritten trat er langsam zurück. Das Mädchen sah mit heißer Spannung auf das Meer

hinaus, sie spürte seine Flucht nicht. Er sah im Rückwärtsschreiten noch eine Weile den holden Umriß ihrer Gestalt. „Ich kann dich nicht lassen. Ich kann dich nicht lassen", keuchte er und ging wankend rückwärts. Bei der ersten Wegbiegung brach er in die Knie, ließ den Sturm über sich hin und vergrub sein Gesicht im Gras der Düne.

„Er, der draußen das Meer bezwingt, er wird zurückkehren. Wenn euer junges Leben ineinander bricht, wenn er dich und deine Schönheit in seinem Sinn erkennt, wird er tausendmal herrlicher Leben gestalten, als meine vergeudeten Träume es für mich erhofft haben. Euer Blut wird Gottes ewiges Leben gestalten. Meine Aufgaben lagen weitab von eurer Herrlichkeit, die mich verführt hat, ich war berufen, ein Rivale Gottes zu sein, ein Gestaltender. In meiner Einsamkeit sollte ich stark werden, im Kampf mit Gottes Rechten sein unendliches Wesen offenbaren. Ich bin ein Verräter und ein untreuer Sachwalter gewesen. Wer gibt mir mein vergeudetes Blut und meine verschwendete

Jugend zurück?! Ich war berufen, doch nicht erwählt."

Er erhob sich und sah die Sterne. Sein müdes Gesicht war von Gram verzerrt, von jener übermächtigen Inbrunst des Leids, zu deren Heilung Gottes Liebe den Menschen Tränen gab, aber er konnte nicht weinen. Ihm war, als sänke den hohen Gestalten seiner tausendfarbigen Träume der glänzende Flitter von den gesenkten Flügeln, nur ein einziger bitterer Gedanke blieb an ihnen haften:

„Nun verstehe ich euren Glanz, ihr ewigen Menschengesichter, die ihr durch die Zeit der Erde hin über unser Geschlecht wacht. Ich verstehe das Licht eurer Einsamkeit. Auf eurer Stirn leuchtet die Seligkeit hohen Verzichts, Gottes Stimme macht euren herben Mund selig, die Ewigkeit glänzt auf euren starken Händen, die keinen Trost für euch selber fanden und nur nehmen konnten, um zu geben. Geliebt oder ungeliebt seid ihr eure Tage durch die arme Menschenzeit gegangen, von keiner Liebe verführt. Wie hasse ich im Schein eures Angesichts meine weichen Träume

und mein rasch verführtes Blut. Ihr habt nicht geträumt; die Vollkommenen sind wach. Eure Kraft schmückte den Himmel unserer Hoffnung mit unerbittlichem Trost. Ihr lebt! Ich werde sterben. Ohne Taten und Ruhm."

Siebentes Kapitel

Der Sturm hielt an. Der Pfarrer erwachte früh in der Morgendämmerung nach einem kurzen Schlaf ohne Erquickung, wie ihn Untröstliche schlafen, die den Morgen auch in den Armen des Schlafs fürchten, und die die Hoffnung nicht mehr heilen kann, aber doch war ihm, als habe die Nacht irgend etwas gemildert, als habe sie ihn versöhnt mit dem Bittersten. Oder war es dieser stürmische Morgen, der ihm neue Kräfte brachte? Er richtete sich auf und sah mit großen Augen starr in den heraufdämmernden Tag. Habe ich etwas verloren? fragte er sich. War nicht alles gutzumachen, bedurfte es nicht einzig eines frohen Zugreifens, eines törichten Glaubens, und kein Besitz war ihm geraubt? Aber nein, so war es gewiß nicht, nicht ein Verlust schmerzte ihn, in diesem beständigen

und liebreichen Walten von Tag und Nacht, von Frühling und Sommer, von Jugend und Alter. Er empfand es zuversichtlich, kein besonderer Verlust beugte ihn, nur die Gewißheit richtete seine Hoffnung, daß er überhaupt verlieren konnte. Er sah hinaus, befangen in die schweigsame Herrschaft des Lichts und in jener schüchternen Benommenheit, die unsere überwache und doch kaum bewußte Seele am frühen Morgen erhebt und ihr für kurz den Glanz ihrer ersten Unschuld verleihen kann.

Als er sich angekleidet hatte und die Wohltat der Kühle ihn für kurz über die Müdigkeit seines Körpers täuschte, ging die Sonne auf. Ihr ruhiges Gold floß in die rauschenden Baumkronen, es schien, als glitte es flimmernd in die Büsche, am Kirchturm lag es in ruhigen Flecken, und die alte Sonnenuhr blinkte unter der schräg gesandten Lichtflut. Das Meer war von tiefem, wildem Blau.

Es trieb ihn hinaus. Die alte Ute hantierte im Hausgang. Sie sah schüchtern zu ihm auf von der großen Schranklade her, vor der sie

kniete, aber sie wagte nicht mehr als ihren gewohnten Morgengruß zu sprechen. Es mußte wohl Gottes Wille sein, was mit ihrem lieben Herrn geschah. Ihr war zumute, als liefe er vor dem Leben davon, das sie geduldig in sechzig langen Jahren durchgangen hatte. O, dies einsame traurige Norby taugte gewiß nicht für sein junges Blut, denn hier herrschte nicht das Land mit seinen freigebigen Segnungen, sondern das große Meer mit seiner herben Seele, die es ausströmte, wie es sie einst von Gott empfangen hatte. Den Hauch der Ewigkeit ertragen nur Kinder und Gewaltige unter den Menschen. Die Erde steht unter den tostreichen Zeichen des Wechsels und des Zeitlichen, auf ihr lebt es sich leicht und stirbt es sich hoffnungsvoll, aber das Meer ist unerbittlich und schaurig, und seine Tröstungen sind in keinem Schwachen mächtig.

Den Pfarrer drängte es beinahe schmerzhaft zu wissen, wie der Kampf der Menschen mit der See in dieser Nacht geendet hatte. Aber auf den Dünen im Sturm war seines Bleibens nicht. Der Strand war leer, zwischen

den Uferfelsen kochte auf- und abwogend, grün und weiß der Gischt der See. Der gescheiterte Schoner schaukelte kahl und verloren in den fernen Klippen, immer noch maß der letzte Mast den bewegten Horizont wie ein großer Zeiger. Wie nah und weh alles im Tageslicht aussah. Die Klippen warfen graue Schatten in die wogende Flut, aber alles Graun war mit der Nacht verflogen.

Das große Norbyer Rettungsboot lag vor dem Schuppen im Sand. So waren sie zurückgekehrt, Knud Örlsund und die andern. Hatte er es anders befürchtet oder gehofft? Das Lotsenhaus stand stumm und trotzig auf seinem steinernen Grund. Der Pfarrer rief einen Fischer an, der schwerfällig in Südwester und Teerjacke vom Dorf her die Dünen hinabschritt. Der Alte blieb stehn, ohne herbeizutreten.

„Mackensen ist geblieben", antwortete er dumpf und unfreundlich auf die Frage des Pfarrers.

„Ist er tot?"

Der Fischer betrachtete ihn beinahe mitleidig. Er begriff nicht, daß dies keine Frage

gewesen war, und so erschienen die Worte ihm töricht und von jemandem ausgesprochen, der ihre Angelegenheiten nicht verstand.

Mackensen war ein junger Attanger Schiffsbauer und Steuermann, er kannte ihn gut von Angesicht.

„Und wer ist gerettet?"

„Alle", sagte der Alte lakonisch. Was war viel zu sagen? Doch als der Pfarrer weiter forschte, fügte er unwirsch hinzu:

„Örlsund hat sich angeseilt und den Letzten geholt, der nicht mehr bei Sinnen war."

Er grüßte und ging davon. Der Pfarrer blieb stehen wie ein gescholtener Knabe. Einen Augenblick weckte die Geringschätzung, die ihm deutlich geboten wurde, seinen Zorn, aber er erlosch in einem Taumel von Entsagung, und nur ein mattes bitteres Lächeln wagte sich in den hellen Morgen.

Der Wind schmerzte. Arne schlug den schmalen Pfad durch die Dünen ein, der an Norby vorüber ins Moor führte. Einen Augenblick dachte er daran, daß dieser Todesfall ihm Pflichten auferlegte, aber dann erinnerte

er sich des Mißtrauens und der Befangenheit, denen seine Hilfsbereitschaft noch stets begegnet war. Man wollte ihn nicht. Wie der Küster ihm einmal gesagt hatte: „Auf Norby muß der Pfarrer graue Haare haben und die Orlsunds fragen, was der liebe Gott will."

Hier, wo nun die Dünen langsam ins Heideland sanken, faltete der Sturm die Schwingen. Wohl hörte man das Meer und erfuhr von seinem Zorn, aber umher war es sonnig und still, nur in der Ferne bogen sich die Birken wieder im Wind und die Gräben und Tümpel waren hellsilbrig und erregt in wechselnden Lichtflecken.

Sollten nun die Tage auf alte Art weitergehn? Wie diese Ermattung wohl tat und zugleich verführte, alles Vergangene und Künftige schien gelassen und gleichgültig. Konnte er nicht auf und davongehn, wenn es ihm beliebte, heute noch? Daß er die Menschen hier ihren Schicksalen überließ und neugerüstet sein eigenes heraufbeschwor? Er lächelte traurig und müde. Er sah Naemis Gesicht vor sich, aber unklar und ohne jenen unwider=

stehlichen Liebreiz, der ihn überwältigte, wenn er sie ganz nah von Angesicht zu Angesicht vor sich hatte. Nun glaubte er sie lassen zu können, es erschien ihm fast leicht, eine schmerzende Bitterkeit machte ihn ungerecht und trotzig, wenn er an Knud Örlsund dachte. Drängte nicht alles in ihr zu jenem hin, mehr als sie selber wußte und wahr haben wollte? Wenn ich sie jetzt nicht mehr wiederseh, dachte er, dann kann ich sie lassen. Aber er bedachte in seiner kurzen, armen Sicherheit nicht, wie wohltätig die Ermattung nach einer heißen Zeit stürmischer Verluste die Sinne über ihr Verlangen täuscht. Das sind die unverständlichen Augenblicke, in denen sich die Irrungen unseres schwankenden Herzens vorbereiten, doch bald, im dunklen Glühen unserer neu erwachten Sehnsucht, stehn wir vor uneinbringlichen Verlusten und begreifen die schweren Namen, die unsere voreiligen Handlungen tragen.

Aber was war es nur, das ihn so seltsam erbitterte? Nun wußte er es: In der verflossenen Nacht noch war ihm sein Schmerz

groß und erhaben erschienen, er hatte ihm alles Nichtige mit dunklen Schwingen verhüllt, er hatte ihn ganz erfüllt, wie ein besonderes Gut, das nur er tragen sollte, aber nun war es grau und leer umher und in ihm, alles war klein geworden und hastete nach schalem Trost. — Er reckte die Arme aus und hob sie empor, als riefe er seine dahingesunkene Jugend zurück. Immer war es die Gestalt Knud Örlsunds, die ihn heimlich begleitete, um die sicheren Lippen des Lotsen spielte das Lächeln, das ihn einst beim Begräbnis des Vaters getroffen hatte.

Der Sonnenschein quälte. Der kahle Boden der Düne war unfruchtbar und schattenlos, und das lange dünne Gras, vom Wind geängstigt, machte die Welt noch leerer und ärmer.

Welch ein Mensch bin ich, dachte er, woran leide ich denn? Ich leide daran, daß ich alles überschätzen muß, was mir begegnet, und wenn ich einen Wert erkannt zu haben glaube und ihn auf meine Kosten gewertet habe, so besitze ich doch nicht die Kraft, ihn zu bewahren,

ich gebe ihn hilflos an eine neue Hoffnung dahin oder an einen alten Traum. So muß ich mich Tag für Tag um alles dessen willen heruntersetzen, was ich selbst nicht zu sein oder zu haben vermeine, aber es geschicht ohne aufrichtige Demut. Nicht neidlose Ehrfurcht treibt mich, sondern ein neidischer Ehrgeiz.

Hat sich nicht oft herausgestellt, daß ich mehr bin als die, welche ich beneidet habe? Mir fehlt der Mut zu meiner Kraft, das ist mein Verhängnis. Denn Menschen, die so sind, wie ich es bin, haben nur dann ein Recht, erduldet zu werden, wenn sie ihr Leben solcher Beschaffenheit, das einem haltlosen Dahintreiben gleichkommt, einem großen Zweck unterordnen können, damit die Erfahrungen ihrer steten Bedrängnisse, umgewandelt in trostreiche Gewißheiten, zur Menschheit zurückkehren.

* * *

Als Naemi um Mitternacht zu ihm kam, nahm sie seine Hände, drängte ihn ein wenig von sich ab und betrachtete sein Gesicht auf-

merksam und traurig. Er senkte den Blick, ihm war unter dem Licht ihrer Augen zumute wie am Morgen bei seinem Gang durch die Natur. Aber als er Naemi zögernd anschaute, mit einem Bewußtsein tiefer Schuld und mutlos, fand er sie schöner als je zuvor. Ihre lose sommerliche Kleidung ließ den jungen Gliedern ihr blühendes Recht an die Sommernacht, ihr reiches Haar war weich um die Schläfen geschlungen, als habe der sanfte Wind es so gelegt. In seinem goldenen Schatten, unter dem Lebensschein ihrer Augen, war ihr betörend schöner Mund, von unschuldiger Güte wehmütig gezeichnet.

Er schloß die Augen, in einem glühenden Schauer, der ihn jählings überwältigte. Ihm war, als umfinge ihn die sommerliche Wärme der beschienenen Welt. Das Land duftete. Im Korn leuchtete das hochherzige Rot des Mohns ...

„Richte mich," sagte er tonlos, „ich bin schuldig. Sieh, ich selber hinderte Gott, der Einkehr bei mir halten wollte. Ich bin ein verlorener Mensch."

Er sprach eher zu sich als zu ihr. Sie antwortete nicht. Es marterte ihn unsäglich, daß sie schwieg. Durfte er auch dort noch Verständnis von ihr erhoffen, wo seine Verzagtheit ihre Liebe beleidigte? War das Geständnis seiner Schwäche nicht wie ein Todeshieb in das Angesicht ihrer Liebe? So sagte er nur, und es klang wie ein Aufstöhnen:

„Ich bin allein."

Ratlos sah sie zu ihm auf, ein klein wenig ungeduldig, aber unfähig, eine Schuld bei sich zu suchen.

„Du bist traurig", sagte sie und nahm seine Hand.

Ihn ergriff eine helle wehmütige Verzweiflung. Ihm war, als müßte er all sein Liebesgut von sich werfen, sinnlos verschwenderisch, rasch, ohne Bedenken, wie eine tödliche Last, um so, ein glorreich Verarmter, seinen verlassenen Lebensweg zu gehn. Ich, so wie ich bin, kann mich niemandem auf der Welt vertraun, dachte er. O wie reich, wie rein, wie gut werde ich sein, wenn ich, von allem getrennt, das mir in verführerischer Liebe nah

gestanden hat, am Herzen der schuldlosen Natur ruhe. Er dachte daran, wie kühl die Erde war, und hörte den Regen in den Bäumen. Er dachte an den Geruch der Wiesen und an die Pflanzen. Die Vögel waren über ihm im Wind ...

Mit leeren Augen sah er Naemi an und las in ihren Zügen Sorge und ein entfremdetes Bangen. Damals hatte er vor ihr gekniet, ihr alles gesagt, auch das Fernste seines Wesens, nun empfand er klar, daß dieser Augenblick glücklicher Hingabe nie wieder für ihn kommen könnte. Es stand etwas dazwischen, namenlos und bitter. Er suchte es zu erfassen, und ihm war, als wäre es nie zu deuten, wenn nicht Naemi ihm selbst die Lösung brachte, sie, um derer willen er litt. Und seine Erwartung ward Zorn, sein Zorn ward tödlicher Haß, aber das Lächeln ihres Mundes verwandelte seinen Haß jählings in eine zerstörerische Gier seines Bluts.

Er riß sie an sich, sie erschrak vor seinem Gesicht.

„O", rief sie angstvoll, „Liebster! Du tötest dich!"

Aber er sah es deutlich, unter ihrer Besorgnis lächelte heimlich ein unschuldiger Triumph, das steigerte seinen Zorn in eine sinnlose Wut gegen sich, gegen seine Schwäche, gegen sein Blut und gegen ihre Kraft.

„Du! Du!" rief sie. „Du bist krank. Du bist krank an deinen bösen Gedanken. Schau in den Spiegel, sieh dein Gesicht an. — Wie soll ich dir helfen, mein Liebster..."

Er dachte plötzlich:

„Hätte ich nie bei ihr geweint."

Erwartete er denn, daß sie seinem Aufflammen mit gleicher Hingabe begegnete? Nein, er fühlte, daß er sie im einen wie im andern hassen würde, daß hier wie dort sein Untergang auf ihn wartete, und plötzlich, ohne daß er wußte wie es kam, daß seine Gedanken seine Not wie eine Rettung ergriffen, rief er:

„Was ist mit Knud Örlsund — — sag' es!"

So schmachvoll endete sein bitterer Kampf? Und nun mußte er den schweren Schaden erkennen, den er ihr und sich mit seinen Worten getan hatte. Er sah es an ihrem betroffenen

Zurückweichen, an ihrem angstvollen Erstaunen. Nun, da es zu spät war, erkannte er, daß er das Bild des Örlsund erst jetzt in Wahrheit zwischen sich und ihr heraufbeschworen hatte. Das war auch der Bann von Verstehen und Furcht in ihrem Gesicht, daß sie Knud Örlsund plötzlich so mächtig sah. Er meinte es in ihren Augen zu lesen, wie sie den andern erglühend prüfte, ihm war, als fragte sie zu jenem hinüber: „Wie? So stark bist du?"

Und doch fühlte er sich erleichtert. Seine Müdigkeit tat ihm wohl, und obgleich er sich als klein verachtete, sagte er:

„Sprich. Ich will alles wissen."

„Er will ja nichts von mir ..." antwortete sie zögernd.

Nun erst fühlte er ganz, wie groß die Qual seiner Zweifel war und woran er den Tag hindurch gelitten hatte. Hatte er denn erwartet, sie würde ihn trösten, würde mit Lächeln seine Angst zerstreun?

„Und wenn er etwas von dir wollte?!" fragte er böse. Ihm war, als schmeckte er die

ganze Fülle seiner Bitterkeit im Munde, und als sie schwieg, dachte er: Ach, hätte sie doch geantwortet: ‚Ich will nichts von ihm'.

„Antworte", rief er. Wie ein böser Triumph überfiel ihn die Gewißheit, daß sie nicht lügen konnte. „Glaubst du, es wäre für mich ein Trost, wenn er nichts von dir will?"

Er wußte, wie er alles schlimmer machte, wie er vage Schattenbilder zu klaren Möglichkeiten umgestaltete, und konnte doch nicht anders.

„Ich weiß es nicht", antwortete sie.

Er sah sie traurig vor sich stehn, sah das schmale Oval ihres Kindergesichts, nur bewußt im Geist ihrer unverfälschten Natur, schuldig einzig im Dienst ihres weiblichen Wesens, das die große Natur so und nicht anders gewollt hatte, und er dachte:

Kam sie nicht zu mir und gab mir alles, was sie hatte? Ich Undankbarer. Welcher Anspruch gibt mir ein Recht, sie zu martern? Aber jählings raffte er sich empor in seinem einsamsten Stolz:

Mein Verlangen nach dem Vollkommenen gibt mir ein Recht zu fordern, mein uner-

mündlicher Kampf um die Dauer des Guten, meine Sehnsucht, dem Willen Gottes gerecht zu werden.

„Wenn du nicht weißt, was du tun würdest, wenn Knud Örlsund dich jetzt für sich forderte, so bist du klein, niedrig, schlecht!" rief er laut.

Sie wurde blaß. Ihre Lippen bebten.

„Arne, willst du mich fortschicken?! Ich hab' dir kein Unrecht getan."

Er wandte sich ab in den dunklen Garten hinaus. Es wurde still. Aus der Ferne hörte man das Meer rauschen. Es gibt keine Heilung, dachte er. Wie wohl ihm ihre Frage dennoch tat, sie linderte seine brennende Qual und nahm sie doch nicht hinweg.

Plötzlich stand sie vor ihm.

„Arne," rief sie, „wenn du das tust, so bist du es, der klein ist. Ich weiß deinen Stolz, o, nicht du willst es sein, der verschmäht wird, du willst mir diese Schmach antun, bevor sie dich trifft. Aber ich möchte diese Genugtuung nicht haben, wenn ich dich nicht mehr hab'..." Ihr Atem ging stürmisch, und ihre Augen glänzten.

Er hätte aufschluchzen können vor Beschämung.

„Ich danke dir, hab' Dank...", sagte er heiß und zitternd.

Sie legte ihre Hände um seinen Kopf und preßte ihn an sich. Es lag eine Ergebenheit in seinem Neigen, als wollte er sich nie mehr erheben. Aber sie wußte nicht, wofür er ihr dankte, noch wußte sie, welch selige Heimkehr in das Reich der Treue gegen sich selbst sein Herz feierte.

„Dazu hast du mir neu geholfen", flüsterte er. „Du hast recht. Ich will den Becher bis zur Neige trinken, wie die Liebe ihn mir an die Lippen gesetzt hat. Ich will alles erdulden." —

Sie sah mit einer verzehrenden Ungeduld auf ihn nieder, die beinahe Zorn wurde. Was hatte den heftigen Sturm seiner Erregung so plötzlich geglättet, warum widersprach er ihr nicht? Sie verstand ihn nicht mehr und empfand ihn mit einem deutlichen Aufwallen von Verachtung als schwach. Aber dann begann ihre Liebe zögernd die Schuld im eigenen Herzen zu suchen. Sie entsann

sich seiner wehen Geständnisse aus den ersten Tagen ihrer Liebe und meinte seine Worte wieder zu hören, als er kniend sagte:

„Es ist nicht mein Glück, geliebt zu werden, sondern selber lieben zu können. Es ist meine Reinheit und mein Hort, mein einsames Recht an die Natur.“

Wie geborgen hatte sie sich einst in seinen Worten gefühlt, und wie fern erschien ihr nun der trostreiche Glanz, der von ihnen ausgegangen war. Nun wollte es ihr erscheinen, als habe er nicht die Kraft, die Gaben der Liebe, ihre Glut und ihr Licht zu ertragen, als verdiene er sie nicht, weil er sie nicht hart und stolz als sein Eigentum an sich riß. Die zornigen Worte, die er ihr eben noch gesagt, wurden ihr für einen Augenblick plötzlich lieber als alle Güte, die er ihr erwiesen hatte. In seinem Zorn hatten seine Furcht um sie und sein heißes Begehren gebrannt, aber seine Ergebenheit nun erschien ihr wie ein Verzicht. In Angst und Ungeduld raffte sie sich auf, trat von ihm zurück und sagte rasch:

„Knud weiß, daß ich zu dir komme...

ich habe es gefühlt. Gestern nacht, bevor er hinausfuhr, hat er mich im ganzen Haus gesucht. Er wollte nicht fahren, ohne mich in die Arme geschlossen zu haben. Vielleicht will er mehr von mir — vielleicht alles!" Sie fühlte, wie sie unter ihren Worten bleich wurde, alles Blut drängte sich ihr wild zum Herzen. Ihr war, als schlüge sie in sein blasses Gesicht.

Er richtete sich mit großen entsetzten Augen auf, starrte sie an, als sähe er eine tödliche Macht gegen sich anstürmen, und schwieg.

„Arne!" schrie sie.

Er sah immer noch an ihr vorüber ins Weite, aber die Qual in seinen Zügen wich langsam einer festen Traurigkeit. Es wurde hell und doch grenzenlos weh in seinen Augen. Sie erschrak und empfand eine Ehrfurcht, die sie einschüchterte und ihn weit, weit von ihr trennte:

„Was mein Frieden sein könnte, würde deine Angst werden ..." hatte er ihr damals gesagt.

Ihr war plötzlich, als habe sie ihn in ein Reich gedrängt, aus dem es keine Wiederkehr

mehr gab. Sie fühlte sich schuldig und wußte doch, daß sie ihrer Liebe gehorsam gewesen war. In heißen Wirbeln von Angst und Glut erzitternd, suchte ihr hilfloser Sinn nach einer Errettung:

„Arne," rief sie, „Arne! Hilf mir doch!!" Und dann wie von einem Sturm der Welt erfaßt, schrie sie:

„Nimm mich! Nimm mich!"

* * *

Es war noch tiefe Nacht, als Naemi ging. Arne zog die Fenster leise hinter ihr zu, er tat es mit seiner letzten Kraft. — Die dunklen Büsche verdichteten die laue Nacht über ihr. Der Mond stand über dem Moor, fern, doch immer noch leuchtend, ein schmaler silberner Halbkreis.

Naemi fühlte es eher als sie es sah: dort vom Stamm einer Kastanie löste es sich, dunkler als die Dunkelheit. Nein, dachte sie, nein ...

Nun wollte es Gewißheit werden, nun wagte sie ihren Augen zu traun, dabei schritt sie

mechanisch weiter, wandte den Kopf nicht zur Seite, sondern nur den Blick, und glaubte, dies Furchtbare, das ihre Gedanken immer noch nicht faßten, müßte verschwinden, unwahr werden, wie eine Vision der erregten Sinne.

Sie blieb wie gebannt stehen. Ihr Herz schlug wild. Neben ihr, dicht neben ihr am Weg in den niedrigen Büschen stand, von einem Baumstamm halb verdeckt, die hohe Gestalt eines Mannes. — Sie schaute rasch den Weg hinab, den sie kannte — — wenn sie liefe? Aber da erkannte sie am Umriß der breiten Schultern und an der Haltung des Kopfes, daß es Knud Örlsund war.

Wie von einer rasenden Flamme des Zorns fortgerissen, sprang sie in die Büsche, gerade auf ihn zu, wortlos, die Zähne fest aufeinandergepreßt und den Arm erhoben. Es rauschte stürmisch in den Blättern, und ehe er recht begriff, was geschah, fühlte er die ganze Wucht ihrer geschwungenen Faust so hart in seinem Angesicht, daß er einen — zwei Schritte zurücktaumelte. Gedämpft löste

sich ein Ruf von Schreck und Grimm aus einer Männerbrust, und es entstand nach einer ganz kurzen furchtbaren Stille ein gewaltiges Ringen, daß der Erdboden dumpf laut wurde und die Zweige der Büsche einander peitschten und mit hellem Krachen brachen. Kein andrer Laut erscholl als ein heißes Keuchen, das lauter und lauter wurde. Sie rangen stumm, ohne ein einziges Wort, in der warmen Nacht, ohne andre Waffen als ihre Glieder, aber mit allen Mitteln, die ihre entfesselten Leidenschaften und ihr in allen Tiefen aufgewühltes Blut zuließen.

Naemis Keuchen wurde rasch zu einem klagenden Laut der Angst, der von einer hellen gräßlichen Seligkeit durchdrungen war. Nun brach es aus den Büschen hervor, dunkel, verworren, ein tobendes Knäul, quer über den Weg hin. Ein weißer Arm flatterte auf, dann löste sich kalt und durchdringend der erste wilde Schrei, ein Schlag — ein Zurücktaumeln und ein dumpfes Aufbrüllen von Wut und Gier; dann stürmte Naemi den Weg hinab, hell, aufgelöst, halbnackt, eine

dahinstürzende Lockung voll Todesgraun und Lebenssüße, und wie ein drohender, überstarker Triumph von Kraft und Siegesgewißheit stampfte es ihr dunkel nach.

In sinnloser Wucht warf sich das Mädchen in die Dornsträucher der Gartenhecke, ein Klagelaut rang sich schmerzbebend los, ihre Kleider zerrissen zu Fetzen, und sie fühlte ihre Hände von Blut naß werden. Nun war sie hindurch. Sie sprang die niedrige Grasböschung des Walls hinab ins Korn und rannte ins monddämmrige Feld hinaus, so rasch das hohe Getreide es zuließ. Sie sah vor sich am Horizont den verblassenden Mond und unter ihm, eine dunkle blaue Mauer, den Wald, die feinen grauen Silberseen des Morgennebels dehnten sich vor ihm wie totes Licht. Aber für sie war die Welt einzig erfüllt von den harten heißen Rufen, die ihr folgten. Es klang wie sehnsüchtiges, bitteres Lachen, hart und brünstig und wie von der gleichen Not hervorgestoßen, die sie trieb und zugleich fesselte. Es waren nicht die Halme, die sich um ihre Füße flochten, es war nicht ihre

brennende Ermattung, die sie hemmten, es war einzig der allmächtige Lebenswille, der aus den Lauten hinter ihr scholl.

Sie sank in die Knie, wandte sich um und sah mit weit aufgerissenen Augen und fliegender Brust der finstern Gewalt entgegen, der sie erliegen sollte. Ein langer wimmernder Schmerzenslaut löste ihr Sinne und Glieder, ihr Haupt sank in den Nacken, und ihre Arme, wie in Abwehr erhoben, schlossen sich um den Hals des Mannes, der sie an sich riß.

* * *

Als die alte Ute am frühen Morgen durch den Garten schritt, zum Brunnen hinüber, sah sie mit bösem Erschrecken die Zerstörungen im Gebüsch und auf den Beeten. Ganz verwirrt blieb sie stehn und schritt endlich furchtsam und zögernd, eine trübe Ahnung im Herzen, den Verwüstungen nach. Sie sah die tiefen Spuren grober Stiefel im Erdboden und die Abdrücke eines schmalen nackten Mädchenfußes. Das Asternbeet war aufgewühlt und die Pflanzen lagen entwurzelt und

zerstampft am Grasrain. Als sie über den Büschen plötzlich gewahrte, daß die Fensterflügel vom Zimmer des Pfarrers weit geöffnet waren und sich unbefestigt im Morgenwind bewegten, glaubte sie, ihr Herz stünde still. Bebend schritt sie bis ans Haus und beugte sich wie betäubt von einer finstern Ahnung vor. Da sah sie einen Arm um den Fensterbalken gelegt, er hing mit einer blassen Hand bewegungslos nieder. Mit einem hellen Aufschrei sprang sie herzu und erkannte Arne, den jungen Pfarrer.

Sein Gesicht war geneigt und gegen die Brust gesunken, es schien, als sei er am Fenster niedergeglitten, als er im Begriff gewesen war, hinauszusteigen. So lag er ohne Besinnung da und seine Brust atmete leise und schwer. Sie sah Blut auf seinen Lippen, ein feines helles Bächlein rann langsam auf seine entblößte Brust nieder.

Achtes Kapitel

Seht den Sommer, wie er über Norby dahinzieht, hell und langsam über das große Meer hinaus, in den Himmel hinüber. Der gewalttätige Frohsinn des Werdens ist mit seinem Licht und seinem Graun versunken. Ruht nun nicht auch die Zeit, wie es die heiße Sonne über dem unbewegten grünen Schilf in den Moorgründen zu tun scheint, oder wie die blauen Schleier der Abende über dem Buchenwald? Ein Tag ist wie der andre. Wird es nicht immer so bleiben, beglückt und erfüllt, im sanften Rausch von Wohltat und abendlichen Liedern, die unter den Bäu- men hervor über den Strand klingen und den Einzug der lichten Nächte feiern. Der Jasmin ist verblüht, und die Vögel schweigen, die Segel der Schiffe streichen im lauen Luft- zug langsam den versonnenen Horizont ab,

und der Flügelschlag der Möwen ist ohne Laut. Sie wiegen sich hoch über dem Wasser und ziehen durch die blaue Stille in langsamen seligen Kreisen. Nun wird alles gut werden...

Es begaben sich wenige von jenen Ereignissen, die die Menschen sehen und verstehen gelernt haben. Ein neuer Pfarrer hielt seinen Einzug auf Norby, ein großer ernster Mann mit frohblickenden Augen und breitem blonden Bart. Durch den Garten des Pfarrhauses erscholl das Lachen und das unbesonnene Tollen seiner hellhaarigen Kinder, und die alte Ute wich einer einsichtsvollen Hausfrau, die das ganze Wesen des Pfarrhofs veränderte. Die geschlossenen Stuben wurden der Sommersonne und dem Wind geöffnet, eine pausbackige Magd legte Wäsche über die Weißdornbüsche der Gartenhecke, und der Hof ward durch ein besorgtes Völkchen von Hühnern und Enten belebt, die den Tag schon vor der Sonne beanspruchten. Auf den Giebeln der Scheune drehten sich graue Tauben in der Frühsonne, und das dreiste Pack der Sperlinge sah bessere Zeiten nahn.

Nur ein Zimmer des alten Hauses blieb unberührt von dem neuen Leben, das hereindrängte, dort wartete Arne auf den Tod. Er hatte niemand mehr um sich als Ute. Einmal in jeder Woche kam Naemi zu ihm und brachte ihm das Leben zurück, das er geliebt hatte.

Es war eine Zeit verflossen, deren Einzelheiten er sich nur dunkel entsann, alles war in die Schleier einer einzigen furchtbaren Erwartung gehüllt. Ihm war, als sei er tiefgeneigt und abgewandt durch die Tage geglitten, von einer schleichenden, eigensinnigen, wehmütigen Macht getragen. Er entsann sich Utes, die mit frohem Lächeln und viel alltäglichem Schwatzen in sein Zimmer trat und es nach einer Weile wieder still und trüb verließ. Einmal hatten Naemis Lippen ihn geweckt. Er bliebe hier, es sei alles geordnet. Dann hörte er vom neuen Pfarrer und daß viele Wochen seit dem bösen Unheil verstrichen seien, das ihm in jener Nacht widerfahren sei. Er entsann sich des jungen Attanger Arztes, der auch jetzt noch regel-

mäßig kam, mit derben Handschlägen, burschikosen Tröstungen und frischem Lachen. Anfangs hatte er täglich vom Süden gesprochen, hatte eifrig sonnige und farbige Bilder in die Luft gemalt und den Toren nicht verstanden, der mit dieser Krankheit den nebligen Herbst in Norby erwarten wollte.

„So steht es nicht um Sie", predigte er fröhlich und schlug mit der Reitgerte den Takt auf seine Stiefelschäfte. „Vier, fünf Monate dort unten, und ich verspreche Ihnen die doppelte Anzahl vergnügter Lebensjahre. Dort ist der Winter warm, noch im Dezember findet man Rosen."

Aber eines Tages kam er betroffen aus der Krankenstube, ließ alle andern im Pfarrhofe, ganz gegen seine Gewohnheit, Menschen sein so gut sie konnten und ritt den Strand entlang nach Attang, als gehörte das Pferd seinem ärgsten Feind. Er kam seltener und sprach nie mehr vom Süden. Was war das für ein Mensch, der hier sterben wollte? Alle seine eigenen Lebenswerte schienen ihm plötzlich heruntergesetzt, seit jenen seltsamen

Minuten, in denen der junge Pfarrer zu ihm gesprochen hatte. Er entsann sich der Sätze nicht mehr und hatte sie doch verstanden. Ja, schließlich war es wahr, wozu lebte man dies hartnäckige Leben mit so viel wichtigem Daseinseifer? — Aber allmählich vergaß er die vagen Eindrücke aus einer fremden Welt melancholischer Erkenntnisse, verbannte den Pfarrer unter die Philosophen und lebte sein gesundes Leben fort.

Norby aber war versöhnt, als habe der Pfarrer alles durch sein Blut gesühnt. Man wollte vom neuen Pfarrer nichts hören von versäumten Pflichten und großer Unordnung in der Verwaltung, die er vorgefunden haben wollte. War nicht sein Vorgänger krank gewesen? Er war nie ganz gesund gewesen, nie bei vollen Kräften, wie sie es waren, daraus erklärte sich ihnen vieles und machte auch die Strengsten nachsichtig. Nur Naemi und die schwülen Gerüchte, die im Ort umgingen, verstand niemand, und Knud Örlsund blieb der unversöhnliche Feind des Sterbenden. Daraus schlossen wohl Ein-

sichtige ihr Teil, aber nichts wurde deutlich laut, denn niemand wagte Naemi anzutasten, seit der junge Örlsund einmal einen Attanger Schiffer mit der Faust niedergeschlagen hatte, nur weil er den Mund zu einem spöttischen Lächeln verzog, als Naemis Name fiel.

Aber in seiner Feindschaft gegen Arne war es der Tod, der dem Erzürnten die Hände fesselte, er hielt Wacht und bändigte die Tatenlust des Grollenden herab zu schweigsamem Grimm. Er zeigte ihm das große Leben, das blühend vor ihm lag, er wies auf das blasse Angesicht des Enterbten und auf Naemi, die sein Eigentum werden sollte.

* * *

Es war ein sinkender Tag voll Abendrot und feuchten Windes von den Wiesen. Da es geregnet hatte, waren noch alle Büsche naß und die Erde atmete kühl. Durch den Obstgarten des Pfarrhauses flogen in der Dämmerung die jungen Eulen von Zweig zu Zweig, unbeholfene graue Federballen, von possierlicher Anmut und drolligem Ernst.

Ihre wehmütigen Klagelaute füllten die Luft. Die ersten Sommeräpfel lagen im hohen Gras, und weit im Moorgrund huschten blaue Lichter über das tote Wasser und durch das sanft schaukelnde Schilf.

„Nun geht mein Todesmärchen von Norby zu Ende", sagte Arne zu Naemi. „Vergiß mich nicht ganz", fuhr er fort und lächelte, als habe er einen Scherz gemacht.

Naemi war noch schweigsamer geworden als zuvor. Geheimnisvoller und überwindender als je lag der holdselige Bann süßester Geheimnisse über ihrem Wesen, dies verhüllte Ruhn, das in einem so aufreizenden Widerspruch zu ihren klaren Augen stand, für die es weder Zweifel noch Heimlichkeiten gab, die immer hielten, was sie versprachen. In ihrem Gesicht war ein neuer Zug zu finden, eine ferne Resignation, die ganz ohne Hoffnung nun ein Teil ihres Wesens geworden war, ohne Anklage und ohne Groll, als spräche es: So ist es auf der Erde der Menschen.

Sie stützte das Kinn in beide Hände und sah in Arnes Gesicht.

„Ich werde Knuds Frau", sagte sie langsam.

Er wandte sich ab. Dann antwortete er ruhig: „Ich weiß."

Sie schien enttäuscht. Lange suchten ihre Augen in seinen Zügen zu lesen. Sie waren unbewegt, müde und von tiefem Leid gezeichnet.

„Leidest du?" fragte sie in Schmerz und Hoffnung.

Er sagte nur: „Ja."

Da verstand sie ihn besser.

„Ich mußte es dir sagen", begann sie wieder. „Nun gehört auch dies dir. Solange ich lebe, muß ich alles an dich geben."

Arne sah auf.

„Warum wirst du die Seine?" fragte er.

„Er will es", antwortete sie. Wie schön und einfach das klang. Als sei sein Wille ihr Gewähr, daß alles so sein müßte. Nach kurzem Sinnen fügte sie hinzu: „Es ist etwas gutzumachen, es drängt mich, es zu tun, ich weiß nicht, wohin es mich führt. Du bleibst zurück, und ich kann nicht stehenbleiben. Tu' ich dir Unrecht?"

„Mir?" Er besann sich. „Nein," sagte er dann, „ich habe auch nicht an mich gedacht. Es ist alles nur, damit ich dein Bild vollkommen sehe. Wenn du dir selbst und deinem Wesen mit Wissen eine Schuld zufügtest, o, ich würde so fühlen, als versänke die ganze Welt — — versteh mich ..."

Sie schien nur flüchtig zu beachten, was er zuletzt gemeint hatte. Es war wirklich so, als gäbe es keine Kraft in der Welt, die das Reich ihrer Unschuld verfinsterte.

„Hör', Arne, du sagtest eben, du habest nie an dich gedacht. Ich meine oft, das ist deine Schuld gewesen, auch gegen mich; wenn es auch deine Art sein mag — — Knud denkt nur an sich."

Er sah sie mit großen Augen an.

„Du kennst mich", sagte er voll Furcht und Glück, tief beschämt und geborgen zugleich. Aber irgendwo tief zog es dunkel über seiner Seele empor: er fühlte, wie sie ihm entglitt. Sie verglich ihn mit dem andern, sie konnte vergleichen, der Vergleich galt. —

Er empfand plötzlich wie einen bitteren Trank die ganze Wahrheit, daß er an ihrer

Unschuld zerbrochen war, und am tiefen Zug seiner Seele, sich dieser Schönheit hinzugeben, die nicht sein Teil war. Wärest du schlecht gewesen, halb, klein, niedrig, o, wie leicht hätte ich mein Leben vor dir retten können, wie rasch wäre ich über dich fortgekommen. Aber so mußte ich gehorsam sein. — Ein seliger Stolz hob sein Haupt. „So suchte ich Gott", sagte er laut, sah ihr ins Gesicht, sah das dämmrige Gold ihres Haars im Abendschein, ihre liebe Gestalt ... „Mein Schicksal du," sagte er klar, „wessen Schicksal war reiner?"

Im Grunde sterben wir alle an unserm ersten großen Schmerz, kam es ihm in den Sinn, spät oder früh. Wenn wir unsere Augen vom Leben abwenden, so tritt er vor uns hin, als habe nie etwas zwischen ihm und unsrer letzten Stunde gelegen. Er geleitet uns in das Land, das er uns zuerst gezeigt hat.

Aber er war nur gefaßt, wenn sie bei ihm war, dann erschien ihm alles, was zwischen einst und nun lag, oft wie ein schrecklicher Traum. Nur zuweilen überwand ihn die

Gewißheit, daß diese Hände, dies blonde Haupt und dieser Mund der gerechte Raub eines anderen geworden waren.

Sie mußte bald fort. Sie gab ihm die Hand und küßte ernst und ehrlich seinen Mund, wie Kinder küssen. Sie sah sich nicht mehr nach ihm um, das hatte sie nie getan, wenn sie einmal Lebewohl gesagt hatte. Durch das geöffnete Fenster kam die blaue Nacht zu ihm herein, ruhig und sicher, sie änderte ihre Gestalt mit dem Gang der Stunden, aber sie bedrängte nicht und tröstete nicht. Aus dem Zug der Zeit stieg ahnungsvoll ein Wehn der nahen Ewigkeit.

* * *

Eines Tags in dieser Zeit schritt der neue Pfarrer von Norby gedankenvoll zum Lotsenhaus der Örlsunds hinab. Er ging mit großen mutigen Schritten durch den Sonnenschein dahin, wie zu einem Angriff gerüstet und beinahe erbittert. Aber sein gutmütiges Gesicht wurde heiter, nun er des Torrefelsens und des Leuchtturms ansichtig wurde,

als dürfe er dort eine Last niederlegen, die er lange mit sich herumgetragen hatte.

Nicht ohne einen sorgenvollen Blick in das sacht wogende Wasser, überschritt er den Felspfad bis an das schwere Tor, aber er fand das Haus verschlossen. Es blieb still, sein Pochen dröhnte dumpf, aber nur das Gurgeln des Meers unter den Steinen antwortete ihm. In den Scheiben spiegelte die Nachmittagssonne, draußen auf den Klippen saßen Möwen, sorgfältig gereiht, wie weiße Perlen.

Er wandte sich, schützte die Augen mit der wohlmeinenden Hand und sah den hellen Strand entlang. Gegen die schwarzen Eichenrippen eines alten Wracks, das halb im Sand vergraben lag, sah er Naemi lehnen. Er besann sich kurz. Im Grunde hatte er mit Knud Örlsund reden wollen, aber da es in Naemis Angelegenheiten sein sollte, so erschien es ihm gewiesen, sich lieber gleich an sie selbst zu wenden.

Eine heimliche Scheu begleitete ihn, als er nun auf sie zuschritt. Er entsann sich in

peinigender Unklarheit aller der Begebnisse, die zurücklagen, die alle um dieses Mädchens willen stattgefunden hatten. Man sprach fast nie davon, jeder scheute sich. Aber nun sollte Klarheit entstehen, sollte das letzte Ärgernis weichen ...

Er mußte die Klippen umschreiten. Der Sand auf den unruhigen Wegen lag tief. Seine Gedanken verwirrten sich, je näher er dem Mädchen kam, die schlank und anmutig, ganz versonnen dort lehnte, als ginge nur das Meer sie an und sonst nichts in der sommerlichen Welt, die langen langsamen Wogen, die sanft wie unter einer blauen seidenen Decke daherkamen, sich lautlos hoben, leuchtend und einsam, und sich mit hellem Rauschen auf den geduldigen Strand senkten.

Der Pfarrer zögerte, es war ein seltsames Ding um dieses Mädchen. Er hatte nur einmal mit ihr gesprochen und keine Antwort auf seine Anrede erhalten. Er hatte sich gesagt, daß es Befangenheit sei, aber es war sonst noch etwas gewesen, das sie schweigen ließ, etwas, das seine Worte so eigen über-

flüssig machte. — Er schritt derber dahin und holte weit aus.

Sie hörte seine Schritte eher, als er vermutete, und wandte sich langsam nach ihm um. In dieser Stellung blieb sie ruhig stehn, bis er sie erreichte, denn sie fühlte gleich, daß dieser Gang ihr galt, und verschmähte es, diese Erkenntnis zu verbergen. Angstvoll und trotzig sah sie ihn an, eine deutliche Abwehr in der herben Haltung des Körpers, aber dabei gelassen und geschmeidig. Es war ein Anblick voll holder Wunder, sie so gegen das Meer stehn zu sehn, aber der Pfarrer war ganz benommen vom Eifer seiner Absicht, und ihr Ausdruck verstärkte ihn darin bis zur Unbedachtheit. So mochte ihm der Gruß ein wenig kürzer entfahren sein, als es herkömmlich war, und so mochte sich ein drohender Unterton hineingemischt haben, der Naemi erbitterte und schweigen ließ. Denn sie empfand deutlich, daß er als ihr Feind kam, daß er in Angelegenheiten nahte, die sie selbst mit Knud Örlsund nur zögernd teilte.

„Du begrüßt mich nicht, Naemi?“ nahm er mit sanfter Anklage das Wort von neuem. „Ich komme in einer sehr wichtigen Sache zu dir, die nicht nur uns angeht, sondern die ganze Gemeinde. Wir wollen einmal vertraulich miteinander reden.“

Naemi richtete sich auf und sagte:

„Das wollen wir nicht.“

Er erschrak, und alles Wohlwollen sank an ihm nieder, als erschlaffe er plötzlich, als verlöre er mit dieser Stellung seinen Halt. Aber dann warf er schroff hin:

„Es ist meine Pflicht.“

Naemi schwieg, als habe sie alles gesagt. Der Pfarrer ging hastig über ihr Schweigen fort und gestand sich nicht ein, daß er den Grund ihres Verhaltens prüfen müsse, um ihr wahrhaft gerecht werden zu können. Er drängte sich gewaltsam in den Glauben an den Wert seiner Mission und sprach erregt und eindringlich:

„Es ist deine Pflicht, mich anzuhören, du bist unerfahren und betört. Dein Tun erregt den Zorn und den Widerwillen der

Gemeinde und setzt Knud Örlsunds Ansehn herab."

„Hat Knud Sie gesandt?" unterbrach ihn Naemi mit hellen Augen und einer bösen Erwartung darin.

„Nein," sagte der Pfarrer ehrlich, „aber ich werde nicht warten, bis er mich bittet."

Naemi wandte sich ab.

„Was ist noch zu sagen?" fragte sie langsam. „Ich werde tun, was ich will. Es kümmert niemand in Norby, ob ich gut oder schlecht bin."

„Sprich nicht, wie du es nicht verantworten kannst, Naemi. Du bist jung und redest, wie betörte Jugend zu sprechen liebt, die nicht ermessen kann, was sie begeht. Aber mich kümmert es wohl, was in der Gemeinde vorgeht, am meisten dann, wenn es in meinem Hause geschieht. Und was tust du? Ich will es dir sagen: Du opferst Ansehn und Ruf einem kranken Schwärmer, der nicht die Kraft hat, zu verantworten, was er zuläßt. Ich will nicht prüfen, was geschehen ist, bevor Gott ihn züchtigte, denn es geschah

vor meiner Zeit, aber glaube nicht, ich wüßte es nicht. Du opferst dich einem gewissenlosen und unbeherrschten Selbstsüchtigen. Wer sein Leben und sein Lebenswerk in so kraftlosem Schwanken vertan hat, der ist nicht berechtigt, ein andres Dasein in die Strudel seines Niedergangs zu ziehen ..."

Da ballte Naemi die Hand und sah ihn an, so daß ihre herrlichen Augen wie Licht in seinen brannten, hob stolz und einsam ihr Haupt und sagte:

„Was weißt du von seinem Wert!"

Sie wandte sich ab und ging fort. Er wagte kein Wort mehr an sie zu richten. Zitternd vor Erregung blieb er stehn, lehnte sich an die eichene Rippe des Schiffsrumpfes und suchte mit leeren Augen in der Welt umher, als müßte er finden, was ihm fehlte. Ein Zug von verstörter Menschentraurigkeit blieb in seinem unbewachten Gesicht zurück, es war ihm, als sei ein beschämendes Umkehren für ihn notwendig, eine Rückkehr vom unverstandenen Licht dieser Frauenaugen in die kleine, sichere Welt, die er hatte preisen wollen.

Neuntes Kapitel

Arne begann in den Stunden, in denen Naemi bei ihm weilte, von seinen Gedanken zu sprechen, von dem, was sein Lebenswerk hätte werden sollen. Er begann gelassen, wie ausgesöhnt mit seinem Geschick, das ihm verwehrt hatte, sein Werk zu formen und zu vollenden, aber bald sprach er in heißem Eifer, seine Augen leuchteten und seine Wangen brannten. Naemi sah, daß er sich schadete, aber sie sah auch, daß ihn seine Worte beglückten, daß sie ihm etwas wie Taten bedeuteten, weil sie ihnen andächtig lauschte. Darum schwieg sie, wie es ihre Art war, das Geringfügige des Daseins zu übersehn, wenn die Seele ihren Weg suchte.

Er legte anfangs Wert darauf, von ihr verstanden zu werden, und trug ihrem Gefühl eher Rechnung als ihrer bewußten Erfahrung,

aber bald nahm er ihre Andacht, als träumte darin das große Verlangen der Menschheit. Sie zitterte im Glühn seines heiligen Eifers, sie verstand ihn, weil er rang und litt. Ihm war es Liebe genug.

Oft schloß sie die Augen, wenn er sprach. Dann war ihr wieder wie einst in ihren Liebesnächten, als sein Wesen mit derselben Gewalt, mit der gleichen rückhaltlosen Hingabe und mit dieser edlen Verschwendungssucht über sie hinflutete. Sie erkannte ihn darin wieder und empfand, wie sehr er darin der gleiche war, und dunkel ward sie sich dessen bewußt, daß er die Glut beider Mächte, die ihn trieben, niemals miteinander hatte vereinen können. Lag ihre Pflicht nicht dort, wo sie einander im Wesen des Mannes bitter bekämpften? War sie seiner dennoch nicht wert gewesen?

Er half ihr aus dem Wirrsal ihrer Furcht.

„Unser Verhältnis zum Gegenwärtigen, Naemi,“ sagte er einmal, „muß um der Zukunft willen unzulänglich sein. Wir dürfen noch nicht verweilen. Der Sinn des Lebens

liegt in einer lichten Zukunft steter Harmonie, von der auch die Bösesten eine Ahnung im Herzen tragen. Die Unschuldigen wissen sie so zuversichtlich, wie sie es sind, die in Wahrheit am Unvollkommenen des Daseins leiden. — Aber zu dem, was ich für mich erhofft habe, gehört mehr. Nun ist mir oft, als hätte ich nicht die Kraft gehabt, schuldig werden zu können. Versteh mich, wurde nicht auch Gott schuldig? Eingedenk seiner versöhnenden Kraft erlitt er den Wechsel des Lebendigen mit Willen. So sieht ihn unsere hoffende Not. Und angesichts aller hoffenden Not der Menschen, erschaffen die Begnadeten unter ihnen ihr Lebenswerk. Auch sie müssen den Wechsel des Lebendigen mit Kraft und Willen erleiden. Ihr Heldentum ist wehrlos.

„Und die Liebe?" fragte sie.

Es beseligte ihn heiß, daß sie so fragte, denn er fühlte daraus, daß sie ihn verstanden hatte.

„Die Liebe", sagte er, „ist der Wille zur Ewigkeit alles Lebendigen, der in uns wirkt. Unser Wunsch geliebt zu werden und unser

Verlangen nach dem Vollkommenen sind beinahe dasselbe. Die größten unter den Menschen waren die an Liebe reichsten. Sie durften sagen: ‚Wer mich sieht, der sieht Gott.' Die Liebe ist für uns der Trost der Welt, der Vorgeschmack der seligen Stete. Ihr natürlicher Sinn lehrt uns täglich diesen Glauben neu. Er lacht aus den Augen unsrer Kinder, er blüht aus der Wiederkehr jeden Frühlings. Das Ringen um den Glauben an die Ewigkeit unseres Daseins ist unser Kampf mit Gott."

Sie irrte ab mit sehnsüchtigen Augen. Sie sah in den Sonnenschein, der draußen auf den grünen Blättern leuchtete, und meinte endlich zögernd:

„Du sprichst so viel von Gott ... Knud hat mir gesagt, wir sollten nicht so viel an Gott glauben, als vielmehr an unsere eigene Kraft."

„Das ist für ihn dasselbe," antwortete er, „und für viele andere auch, denn die Unschuld erduldet lieber als sie forscht. Aber nicht für mich, ich muß mit Gott ringen, bis er mich segnet."

Er zwang das brennende Weh nieder, das mit dem Namen des Orlsund in seine Seele gesunken war, und schloß ermattet die Augen. Es wurde im Zimmer still. Naemi betrachtete sein blasses Gesicht, seine ruhenden Augen und den klar geschnittenen Mund, der so beredt erschien und doch schon Verlangen nach seinem ewigen Schweigen trug.

Und ihr kam klarer als je zuvor zum Bewußtsein, daß dieses Angesicht die Male eines unermüdlichen Kampfes trug, die tiefgegrabenen Spuren eines rastlosen Ringens. Sie erschrak wie vor einer Offenbarung. Im sinkenden Licht dieses reichen Tags glomm der Raum, er ward ihr zum feierlich geschmückten Saal. Die Stirn des Ruhenden und seine weißen Hände leuchteten. Ein goldener Panzer glühte über der schmalen Brust. Sein Angesicht war zerhauen ...

Und sie empfand seine Trauer um den verlorenen Sieg und fühlte in tiefer Ergriffenheit ihres Herzens zum erstenmal im Leben mit ganzer Zuversicht, daß Gott unendlich gut sein müsse, daß sein Name, wie immer er

klingen mochte, eine Liebe umschließen müsse, die höher als alle Vernunft war, damit er die Besiegten, die zu ihm fanden, wahrhaft trösten könne.

Und ihre heilende Zuversicht, die sie schweigend tief im Herzen verbarg, glitt mit ihren Blicken über seine Stirn, die im Schatten des Todes ruhte. Er wußte nichts vom Dank ihres schweren Glücks. Als sie sich erhob und ihn küßte, rührte er sich nicht. Sie weckte ihn nicht mehr, sondern ging fort, mit zögernden Schritten und einer schmerzhaften Seligkeit. — Dort lag Norby, dort leuchtete das steinerne Lotsenhaus in der Abendsonne. Die Schwalben warfen sich hoch oben mit schrillem Schrein ins wolkenlos Helle.

Zehntes Kapitel

Es war bald darauf, als an einem warmen Abend der neue Pfarrer noch ziemlich spät zu Arne ins Zimmer trat.

Er setzte sich am Bett nieder, nahm die Hand des Kranken und erkundigte sich in seiner geruhsamen und teilnehmenden Art nach seinem Ergehn. Er sah nicht, wie es um den Kranken stand. Es lag ihm heute etwas Besonderes auf dem Herzen, Arne fühlte es bald, aber ließ ihn gewähren und ließ sein gleichgültiges Reden ruhig zuvor mit sich geschehn. Endlich, als jener schon im Begriff schien, aufzubrechen, hielt er sich selbst noch einmal auf, setzte sich wieder nieder und sagte nicht ohne Mühe, aber doch ernst und selbstsicher:

„Es ist noch etwas, lieber Freund, das hätte ich uns beiden wohl gern erspart, aber es

muß um meines Gewissens willen gesagt sein. Es muß um meines Hauses und um meiner Familie willen gesagt sein und nicht zuletzt auch wegen der Gemeinde, die auf mein Handeln schaut." Seine Augen wanderten unsicher und gutmütig im Raum umher, und als Arne schwieg, ein wenig Spott um die ermüdeten Lippen, fuhr jener fort:

„Örlsunds Pflegetochter Naemi kommt zuweilen zu Ihnen — — das darf nicht mehr sein."

Er schwieg, denn er sah, daß das Gesicht des Kranken sich rasch mit einer tiefen Blässe überzog, von der Stirn schien es bis auf den geschlossenen Mund zu gleiten, als ob durchs Fenster plötzlich ein fahler Lichtschein sänke.

Arne fragte nicht. Er lag ganz unbeweglich da und dachte nur: Wie unerbittlich stark ist das Leben. Er empfand aus der umständlichen Vorrede des Pfarrers wohl, wie gut man im Hause und im Ort unterrichtet sein mußte, und daß nicht beliebige kleine Bedenken, sondern ernste Besorgnisse diesen Wunsch aussprechen ließen. Er dachte

auch daran, wie seltsam Naemis letztes Hier-
sein einem Abschied gleichgekommen war,
einem Abschied ohne Vorbedacht und ohne
grausame Gewißheiten. Er sah den Pfarrer
ruhig an, dessen großes, umständlich beherrsch-
tes Gesicht ihm eigen gleichgültig und unbe-
teiligt erschien, und sagte nur:

„Es ist gut."

Der Pfarrer schien sehr dankbar und befreit
durch diesen Ausspruch, aber er erhob sich
augenblicklich, denn ihn beschlich die Unsicher-
heit jener Furcht, die Menschen leicht befällt,
die einer Sache dienen, deren Wesen sie
nicht erkennen. Irgendwo flammte wieder
die fremde Helligkeit, die ihn aus Naemis
zornigen Augen gegrüßt hatte. Ich habe
dennoch das Rechte getan, sprach er innerlich
zu sich, aber eine Stimme in seinem Herzen
widersprach ihm, und es konnte nicht Satans
Stimme sein, denn die Stimme des Bösen
weckte die Furcht der Guten, aber nicht ihr
Erbarmen. Und so verwies er im Hinaus-
schreiten den Zwiespalt seiner Gedanken an
Gott. —

Gegen neun Uhr kam Ute. Es fing an dunkel zu werden. Sie fand Arne wachend, die großen Augen voll des letzten Lichts.

„Ich weiß," sagte sie, „man will Naemi fernhalten. Es geht von Knud Örlsund aus, und es ist wohl auch zu verstehn, wenn sie auch nur ganz selten gekommen ist. Sie ist ja nun die Seine und soll sein Weib werden. Aber es ist ein bittres Unrecht gegen Euch — — Herr Arne ..." Sie machte sich allerlei im Zimmer zu schaffen, als wollte sie ihr Hiersein begründen.

„Ich will sie wohl einlassen, wenn Ihr wollt ... und wenn sie kommt", begann Ute wieder. „Nachts, wie früher, ich weiß alles."

Sie nahm seine Hand, die weiß in ihren braunen, welken Händen ruhte, schüttelte ab und zu den ergrauten Kopf und begann endlich von sich zu sprechen, wie Traurige oft tun, die trösten möchten, ohne es zu können.

„Mein Sohn war Seemann. Er war größer als Ihr und hatte blonde Haare. Auf der Werft in Kiel bekam er eine Auszeichnung für die Leitung eines Schiffbaus,

denn er verstand sich auch auf solche Dinge. Dann wurde er Steuermann auf der „Hilga‘. Von der „Hilga‘ werdet Ihr wohl gehört haben. Er hat sie drei Jahre lang zwischen Singapore und Antwerpen gesegelt, bis es auf den deutschen Schiffen besseren Erwerb gab.“

Sie brach ab und schaute besorgt, aber ihr schien, als lauschte der Kranke mit großer Andacht. Und leise sprach sie weiter, und Arne hörte schweigend von einem jungen Leben und einem dahinsinkenden, das seine Jahre hindurch gebangt hatte. Er machte weite Reisen mit, so schlicht geschaut und ernst durchlebt, wie sie die Alte aus den spärlichen Briefen des Sohnes kannte und behalten hatte. Hier und da verwechselte sie wohl ein Land und einen Hafen, aber aus Einzelheiten spürte er deutlich, daß sie mit den Worten des Schreibenden sprach, die sie alle im Sinn hatte. Solch ein dürftiges Päcklein unbeholfener Briefe, das war der Inhalt ihres ganzen Lebens, in diesen Zeilen wohnte ihr Herz. Und ihr Sohn, den sie nur kannte,

wie er sich ihr zeigen konnte, hatte eines Tages nicht mehr geschrieben, und für sie kam eine trübe Woche nach der anderen, es wurden Monate daraus, Jahre. Kein Lebenszeichen traf mehr ein, kein Totenschein, kein Gruß und keine Klage mehr.

Endlich schwieg Ute und schien um vieles beruhigter. Es war, als habe sie nun einen Grund für ihre Traurigkeit gefunden, und nun war es in gütiger Ordnung. Er hörte sie noch im Zimmer hantieren. Ob sie das Fenster nicht schließen sollte, notwendig sei es nicht, denn die Nacht sei hell und milde. Endlich ging sie, von Naemi hatte sie nicht wieder gesprochen. —

So kam Arnes schwere Nacht. Mit ihren Schatten sank wie in blauen Decken die Traurigkeit auf ihn nieder, er faltete die Hände wie ein Kind und weinte mit unbewegtem Gesicht, das die Dunkelheit wie in Erbarmen mit seiner heißen Scham zudeckte. Langsam kam der Glanz der Sterne auf und entzündete zu mattem seligen Glimmen den abendlichen Tau auf den Büschen bei

seinem Fenster. Kein Laut drang mehr zu ihm, das Haus ruhte, und Norby schlief. Auch das Meer schwieg, nur die kaum hörbaren Atemzüge der feuchten Nacht drangen in sein Zimmer.

Da nahm er Abschied von seinem Leben. Er grüßte weit hinüber zu den Gärten seiner Kindheit, er sah seinen Vater und seine Mutter wieder, die schon lange den Tod der Erde schliefen. Er nahm Abschied vom heißen goldenen Schimmer seiner Liebe, bleich und stürmisch brach es noch einmal über sein Herz. Er nahm Abschied von der Erde, die er im Frühling, im ruhigen Sommer und im bunten Herbst geliebt hatte, wie auch im klaren Winter, wenn die Häuser weiß verhüllt lagen und die roten Fenster wohnlich glommen, wenn draußen die Felder im Schnee glitzerten und hinter dem schwarzen Netzwerk der Baumkronen der Abendhimmel erlosch. Er begrüßte das Meer und ließ im Geist seine Augen auf der bewegten Weite ruhn. Die Segelschiffe zogen, sie erschienen ihm vertraut, weil er nicht wußte, woher

sie kamen und wohin sie fuhren. Er sah die Menschen wieder, die er gekannt hatte, und wandte sich traurig ab in die Gefilde von weher Süßigkeit, in denen seine Einsamkeit gewohnt hatte. —

Er nahm Abschied vom Wald. Die hellen grünen Schleier der Büsche unter den hochgemuten Kronen winkten ihm, der Gesang der Vögel erscholl darin, und die geneigten Sterne der Anemonen blühten darunter. Die feuchten Wiesen waren voll frischen Grüns und mit gelben Blumen bedeckt. Er nahm Abschied von den Wiesen. Und die verworrene heiße Welt seiner armen Gedanken verbannte er mit einem traurigen Lächeln. Es grüßte ihn frei und purpurn von reinem Licht aus ihrer Finsternis, das war sein Leid und das Lied seines ruhlosen Kampfes. Und dann war ihm, als wandte er sich langsam von allem ab. Er hob sein Angesicht empor in die irdische Nacht und schloß die Augen nicht und wartete darauf, daß seine Augen denen Gottes begegnen sollten. —

Als er noch einmal erwachte, war es

Morgen, und im Rahmen der halbgeöffneten Tür stand ein fremdes Kind in dürftigen Kleidern und mit bloßen Füßen. Es hielt einen Strauß von Sommerblumen in den fest geballten, braunen Fäustchen, Astern und Heide, sah ihn schüchtern mit blauen Augen an und reichte die Blumen dar, ohne näher zu treten. So stand es in der Sonne.

Ihm war, als wüßte er nun alles, um das er je gebangt hatte. Es übermannte ihn, und er wandte sich nach der Wand hin ab ... Als er sich gefaßt hatte, sah er den Strauß zu seinen Füßen auf seinem Bett liegen, und das Kind war fort.

Das war sein letzter irdischer Tag.